Albrecht Holm,

eine Geschichte

aus der Reformationszeit.

Von

Friedrich von Uechtritz.

Zweite Abtheilung. Dritter Band.

Berlin,
Verlag von Alexander Duncker.
Königl. Hofbuchhändler.
1853.

Inhalt.

Des dritten Bandes.

Der zweiten Abtheilung.

Rückblick nach Deutschland.

Erstes Kapitel.

Von den zwei Wesen, die bei der Liebeshoffnung des jungen Holm so schmerzlich betheiligt waren, Tebaldo und Agnes, haben wir den ersteren bis zu dem Augenblicke begleitet, wo sich der Lauf seines Lebens auf immer von der Geliebten trennte. Es ist Zeit, nun auch einmal nach Agnes zurückzusehen, die durch eine nicht minder tiefe Kluft von dem Gegenstande ihres Herzens geschieden scheint.

Schon wenige Tage nach Albrechts Abreise war es zu Gottfrieds Kenntniß gekommen, daß Agnes noch lebe und Albrecht bloß von der Geistesgegenwart hintergangen worden sei, womit die kluge und kühne Priorin ihm die Leiche einer, Agnesen kaum ähnlichen Nonne als die Leiche der Geliebten aufgedrängt habe. Zwar hatte sich Frau Katharine auf den Rath des Paters und um Albrecht von einem neuen, vielleicht noch verwegneren Versuche abzuhalten, bereit erklärt, auch sich der von ihr am Schlepptau geführte Hubertus dazu verstanden, die der Priorin so wohl gelungene List

dadurch zu unterstützen, daß sie, wie wir gesehen haben, ihre Dienerschaft den Trauerflor anlegen ließen und die Läden ihres Hauses, wie bei einem in der Familie eingetretnen Todesfalle zu geschehen pflegte, verschlossen. Wirklich war es ihnen gelungen, Albrecht durch diese Veranstaltungen in der ihm vorgespiegelten Täuschung zu bestärken. Doch konnte das Geheimniß, da zu viele sowohl in als außerhalb des Klosters um den eigentlichen Verhalt der Sache wußten, unmöglich lange bewahrt bleiben. Ungeachtet der Meldung des Paters an Muhme Waschmann, daß die betrübten Eltern sich in ihrem Schmerze selbst den Besuch so lieber Verwandten für die nächsten Tage verbitten müßten, war doch sowohl sie als Base Kunkling noch am nämlichen Vormittage nach dem Hause des Bürgermeisters gelaufen und so zudringlich wiedergekehrt, daß man sie am Ende nicht mehr abweisen zu können glaubte. Auch hatte sich Frau Katharine zu sehr an die Gegenwart der Waschmann gewöhnt und war der von der zungenfertigen Hausfreundin zugebrachten Stadtgeschichten und Klatschmittheilungen in ihrem eignen gelähmten, zur Einholung von solcher Lebensnothdurft untauglichen Zustande zu bedürftig, um den Schwatz der guten Muhme länger entbehren zu können. Einmal zugelassen, war aber diese mit ihren theilnehmend neugierigen Fragen

bald auf den Grund der Sache gedrungen; auch mußte es unschicklich erscheinen, einer so nahen Verwandten gegenüber und in's Gesicht derselben einen in der That nicht stattgefundnen, die ganze Familie angehenden Todesfall hartnäckig noch wider den schon aufsteigenden und sich äußernden Verdacht der Muhme behaupten zu wollen. So dringend nun auch Frau Katharine bei ihrem Geständnisse um Verschwiegenheit bat und nicht sowohl bat, als mit der Autorität der Hausfrau über eine parasitische Kostgängerin dazu (eher drohend als bittend) anwies, und soviel der Muhme an der Gunst Katharinens gelegen war, hatte die von dem Bedürfnisse nach Ausbreitung der erschnappten Neuigkeit fast gesprengte Waschmann doch nicht umhin gekonnt, sich wenigstens im engsten Vertrauen, sonder Aufschub, gegen die Base Kunkling zu erleichtern. Nachdem aber diese beiden hinter den Schleier geblickt hatten, war es so gut, als ob man den eigentlichen Hergang auf offnem Markte unter dem Schalle von Posaunen hätte verkünden lassen; wobei es kaum nöthig ist, den Aerger der Base Kunkling über den der Muhme Waschmann ertheilten Vorzug in früherer Bekanntmachung und daß man sie beide, die leiblichen Geschwisterkinder der angeblich Verstorbnen, hinter's Licht geführt habe, erst in Anschlag zu bringen.

Gottfried dachte jetzt nur daran, wie er Albrecht so schnell als möglich von dem ihm gespielten Truge und dem Leben der Geliebten Kunde geben könne. Er befand sich eines Abends bei einer Zusammenkunft der protestantischen Bürger in dem uns bekannten Gasthofe, als ihm die Nachricht durch Meister Hildebrand zukam, und überlegte sofort, während die fromme Versammlung ihre Psalmen und geistlichen Lieder sang und ein Krug Merseburger Bier nach dem andern in die rasch geleerten Becher und noch rascher trocknenden Kehlen überging, wie er es am besten und sichersten anzustellen habe, daß die Botschaft zu Albrecht noch vor seiner Abfahrt nach Algier gelange. Obwohl in Handhabung der Feder nicht eben geschickt, war er doch entschlossen, sich noch diesen Abend an Aufsetzung eines Briefes zu geben, um denselben morgen gleich nach Oeffnung der Post dahin senden zu können und dessen Abgang mit erster Gelegenheit zu veranlassen. Nur wußte er nicht, wie er es mit der Aufschrift des Briefes halten, an wen und wohin er diese richten solle, da eine Aufschrift unmittelbar an Albrecht Verdacht erregen und zur Beschlagnahme des Briefes führen mußte, die Entdeckung seines Verkehrs mit dem Gewaltthäter aber, so vorsichtig er auch den Brief fassen möge, ihn selbst in Gefahr zu stürzen drohte. Was den Ort, wohin

er den Brief zu richten habe, anging, war zu fürchten, daß, wenn er nach Schloß Lindenstein schreibe, Albrecht von seinem Schreiben nicht mehr getroffen werde. Nach vielfachem Umhersinnen und nachdem auch er den vor ihm stehenden Becher, wie zur Stärkung seines Nachdenkens, mehr als einmal auf trocknen Grund geschlürft und die Vorwürfe der neben ihm singenden Andacht über sein heutiges unfrommes und untheilnehmendes Wesen mit zerstreutem Blicke über sich hatte ergehen lassen, gedieh er endlich zum Entschlusse. Es schien ihm am räthlichsten, den Brief nach Constanz, dem Sammelplatze der deutschen Heerhaufen, zu addressiren und entweder selbst nach der nächsten protestantischen Stadt zu reisen oder einen besondern Boten zu schicken, damit der Brief erst dort auf die Post komme. So wie dieser Gedanke in ihm feststand, litt es ihn nicht länger; er drückte, um sich sogleich an den Brief zu machen, sich unbemerkt aus der Thüre, indem eben ein neuer Choral mit schon von dem Bierfeuer über den Rand des Maaßes und Taktes getriebnen Stimmen anhob. Auf dem Wege nach seiner Wohnung kam sein Plan vollends zur Reife, dessen Ausführung jedoch, noch ehe er über die Schwelle seines Hauses gegangen war, auf ein eben so unerwartetes als für Gottfried trauriges Hinderniß stoßen sollte.

Als er auf seine Wohnung schräg über die Straße zuschritt, wurde er auf einmal von links- und rechtsher (doch so, daß er im ersten Augenblicke die von hinten genahten Angreifer nicht sah) ergriffen und festgehalten. Er bemerkte, als er sich rasch erst hier- dann dorthin wandte, trotz der Dunkelheit, daß wenigstens drei Kerle über ihn her waren. Sein Sträuben und Widerstand erwies sich vergeblich. Zwar rief er nach Hülfe, doch mußte er sich, nachdem er die Kerle bei dem Versuche, sich von ihnen loszuwinden, mit geschärftem Auge gemustert hatte, sagen, daß sein Hülferuf hier nichts fruchten könne. Er erkannte, daß er sich in der Gewalt der Häscher des Stadtvogts befinde, gegen die ihn nicht leicht ein Nachbar zu schützen wagen werde; daß nirgend her Beistand zu hoffen sei, da sein Geselle Rupert, der Einzige, von dessen Ergebenheit er das Aeußerste erwarten zu dürfen glaubte, in einer Kammer nach dem Hofe hin, zu der sein Ruf nicht hindrang, wahrscheinlich schon in eisenfestem Schlummer lag, seine alte Haushälterin aber, die sonst Rupert hätte wecken können, an völliger Taubheit litt.

Folter und Tod trat Gottfried vor Augen. Die Häscher des Stadtvogtes waren es ja, denen der Regel nach die Fahung aller derjenigen zustand, wider die eine hochnothpeinliche Untersuchung wegen

eines schweren, dem Blutbanne unterliegenden Verbrechens verhängt war; während bei geringeren Uebertretungen oder wenn man, wie früher bei der Verhaftung Albrechts, noch eine gewisse Rücksicht gegen den Angeschuldigten nehmen zu müssen glaubte, die Scharwacht diesen Dienst verrichtete. Gottfried meinte daher, sobald er seine Verfolger erkannt hatte, schon das Schwert des Blutrichters an seinem Nacken zu fühlen; eine Vorstellung, die ihn wie ein lähmender Blitz traf und ihm die Kraft zu weitrem Widerstande nahm, so daß er sich geduldig nach dem Stadtgefängnisse führen ließ. Auch hielt er sich der Art und Beschaffenheit des Verbrechens, das ihm zur Last gelegt werde, sofort versichert. Mahnte ihn doch sein Gewissen oder (da er sich keinen Vorwurf wegen seiner Theilnahme an der versuchten Entführung Agnesens machen zu dürfen glaubte) sein Bewußtsein, dadurch eine Schuld vor dem Gesetze zu tragen, daß ihn nur sein bei dem Einbruche im Kloster geleisteter Beistand in dieses Unheil verstrickt habe. Auch sein letzter, kleinster Zweifel in dieser Hinsicht mußte verschwinden, als er am Thore des Stadtgefängnisses angelangt, beim Scheine der Fackel, die der auf das Klopfen der Häscher öffnende Büttel trug, links hinter diesem die lauernde Gestalt des Paters wahrnahm, der hier das Einbringen Gottfrieds erwartet hatte.

Nur begriff der Gefangne nicht und sann in schlafloser Nacht auf dem Strohe seines Kerkers, was oder wer seine Mitwirkung bei jener Gewaltthat verrathen haben könne. Denn auf Rupert, der ihn dabei begleitet hatte, einen Verdacht zu werfen, fiel ihm zu schwer; obschon er nicht wußte, wie er sich die Entdeckung auf andre Weise erklären sollte. Wir haben ihn selber diesen Rupert gegen Albrecht als einen verschmitzten, in aller Herren Ländern bis nach Constantinopel umgetriebnen Teufelskerl bezeichnen hören, der es faustdick hinter den Ohren habe. Demungeachtet und obwohl auch das Aeußre des Burschen nichts weniger als Gutes versprach, hatte er nach mehreren Proben und nach den vielen Wohlthaten, die er demselben zu Theil werden lassen, auf die Treue und Ergebenheit Ruperts mit einer Zuversicht gebaut, die selbst jetzo noch nicht erschüttert werden konnte.

Und doch war kein andrer als Rupert an ihm zum Verräther geworden; auch hatte dieser nicht, als Gottfried ergriffen wurde, schon in seiner Kammer zu Bette gelegen, sondern in den Armen eines liederlichen Mädchens bei Wein und Speisen, die er für den Judaslohn seines Verrathes hatte bringen lassen. Doch war es ihm nicht gelungen, der Unruhe und Reue, die ihn quälte, Herr zu werden, sondern er

irrte jetzt, in der zweiten Hälfte der Nacht, zwischen den stummen, verschlossnen Häuserreihen der Stadt, nahe daran, wie Judas, zu einem Stricke seine Zuflucht zu nehmen oder sich kopfüber in die Pferdeschwemme am äußersten Stadtende, bei der ihn sein zielloser Irrgang vorbeiführte, zu stürzen.

Der Sündensold, der die Treue Ruperts berückt hatte, war aus den Händen des Paters gekommen. Martin Schellhorn hatte schon lange die gehässigste Stimmung gegen Gottfried gehegt und ihm als dem Haupte des ketzerischen Theils der Gemeine, sowie zur Rache wegen der übeln Behandlung, die er bei jeder Begegnung aus dem Munde des wortscharfen Sattlermeisters erfahren mußte, gern an den Leib kommen wollen. Sein auf Gottfried feindlich gerichteter und dem Thun und Treiben desselben spürend nachschleichender Sinn hatte auch gleich nach dem Einbruche aus dem ihm von früher her bekannten Verkehre zwischen Gottfried und Albrecht einen nur zu erwünschten Argwohn zum Verderben des Feindes geschöpft. Er war, als er bald nachher eines Abends mit Rupert auf der Straße (von seiner Seite nicht zufällig, sondern nach mehrmaligem Aufpassen) zusammentraf, beim Vorübergehen unter freundlichem Gruße und Nachrufe stehen geblieben, hatte sich mit demselben, der vor seinem Herumtreiben in der Welt

Schellhorns Beichtkind gewesen war, seit seiner Rückkunft aber weder des Paters noch eines Andern Beichtstuhl besucht hatte, in ein mehr scherzendes und neckendes als salbungsvolles Gespräch über seine Verstocktheit eingelassen und ihn hierbei über Gottfried und dessen Theilnahme an dem Einbruche auszuholen gesucht. Rupert hatte nun zwar die verfänglichen Fragen und die anschleichende Zudringlichkeit des Paters nichts weniger als höflich zurückgewiesen, auch seinem Meister sogleich von dem Gespräche Nachricht gegeben, wodurch das Vertrauen Gottfrieds in die Treue seines Gesellen frischen Zuwachs erhielt. Doch ungeachtet dieser Zurückweisung und so geschickt Rupert den ihm von dem Pater gelegten Fußangeln ausgewichen zu sein glaubte, war doch der scharfsichtige Dominikaner durch das Verhalten und die Antworten Ruperts in seiner Meinung von der Schuld Gottfrieds nur bestärkt worden; zugleich hatte er einen Blick des Menschenkenners in die Seele Ruperts gethan und eine Anschauung dieser Seele oder vielmehr Bestätigung der schon bei früherer Bekanntschaft erworbnen Anschauung erlangt, die ihm, wenn man nur die rechten Mittel anwende, um Rupert zum Sprechen zu bringen, das Beste hoffen ließ. Die Veranlassung der eidlichen Vernehmung Ruperts erschien, da dieser nach aller Wahr-

scheinlichkeit Mitschuldiger war und wegen des Mißtrauens des Paters in die religiöse Gewissenhaftigkeit, die von Rupert (zumal unter solchen Umständen) zu erwarten sei, unthunlich. An sofortige Anwendung von Gewaltmitteln war aber bei den geringen Verdachtsgründen, die gegen Gottfried vorlagen und die mehr auf allgemeinen Voraussetzungen und dem intuitiven Scharfblicke des Paters als besondern, thatsächlich festgestellten Anzeigen beruhten, nicht wohl zu denken. Auch besorgte der Pater mit Recht, daß dergleichen Mittel bei Rupert auf eine härtere Gegenwehr und Ausdauer treffen dürften, als dasjenige, zu welchem Schellhorn seine Zuflucht nahm. Dieses Mittel war keineswegs ein künstliches und weithergeholtes, bestand vielmehr ganz einfach darin, daß der Pater dem mädchenfrohen und bierlüsternen, ebendarum aber geldbedürftigen Taugenichts am folgenden Abende auf derselben Stelle, wo Rupert fast täglich um eine gewisse Stunde zu passiren pflegte, um zu seiner Dirne zu gehen, auflauerte und ihm, ohne große Umschweife, eine für die Verhältnisse Ruperts äußerst namhafte Summe bot, wenn er — die Wahrheit sagen wolle. Der haushälterische Mönch, der sogar eine derartige, zur Ehre Gottes geübte Freigebigkeit lieber aus fremdem Beutel bestritt, obwohl sein eigner, trotz des Gelübdes der Armuth, für solche Noth-

fälle ausreichend versorgt war, hatte sich den Besitz dieses Geldes aus der Kasse Frau Katharinens verschafft. Es war ihm nicht eben schwer gefallen, in ihr für Aerger und Uebelwollen allezeit zugängliches Gemüth einen Absenker seines eignen Hasses auf Gottfried zu impfen. Sie hatte sich nicht nur zu jener baaren Beisteuer bewegen lassen, sondern auch den fügsamen Bürgermeister angestachelt, in einer Plenarversammlung des Rathes die Ausstellung einer Bescheinigung von Seiten des die höchste Regierungsgewalt in der Stadt ausübenden Gesammtrathes zu erwirken, welche die Zusage voller Straflosigkeit für Rupert, was er auch bekennen möge, enthielt.

So war denn mit Gottfried die einzige Hand in Ketten, die den betrogenen Holm aus seinem traurigen Irrthume zu reißen willig und im Stande gewesen wäre, und Agnes, ohne daß sie die Größe ihres Unheils ahnte, des letzten Vermittlers zwischen ihr und der Verzweiflung des Geliebten beraubt. Das arme Kind war in der luftigeren und gesünderen Zelle, die ihr in Folge ihres angegriffnen leidenden Zustandes und der dringenden Aufforderung des Bürgermeisters von Aloysien angewiesen worden war, wieder frischer aufgeblüht; besonders seitdem ihr durch die gutmüthige Theilnahme der Laienschwester, der die Aufwartung in diesem Theile des Klosters oblag und

deren Liebe und Ergebenheit sie sich bereits völlig zu eigen gemacht hatte, Nachricht von dem Einbruche und der versuchten Entführung zugekommen war. Der Empfang dieser Nachricht hatte zugleich als Schreck, Freude und Schmerz auf sie gewirkt, doch die Freude über die Gewißheit, die sie dadurch von dem Leben und der fortdauernden Liebe ihres Albrecht erlangte, noch stärker und tiefer ihre Seele erfaßt, als selbst die schmerzliche Sorge über den gegen Albrecht geübten Trug und daß der Geliebte sie jetzt für todt hielt. Sie konnte ja nicht glauben, daß der künstlich erregte Wahn lange anhalten könne. Die Hoffnung, daß das Truggespinnst der Nacht schon vor dem Lichte des nächsten Morgens, bei einem Momente ruhiger Besinnung, jedenfalls aber vor der in Stadt und Gegend sich gewiß bald verbreitenden Kunde des wahren Hergangs habe zerstieben müssen, erhob sich tröstend in ihr und beschwichtigte ihre Sorge, die sich aber dennoch nicht ganz besiegen ließ. Zwar hatte ihr die Laienschwester nur einen sehr allgemeinen, unbestimmten und verwirrten Bericht über den Vorfall geben können, und Agnes wußte noch nichts davon, daß man in den Maßregeln zur Täuschung Albrechts bis zur Veranstaltung einer erlognen Familientrauer geschritten sei; doch war es, als ob die Kenntniß von dem Charakter der Priorin und des Paters ihr

eine Ahnung der dämonischen Gewandtheit und all der listigen, in Wort und Handlung angewandten Kunstgriffe zugeführt habe, von denen Albrecht wie von unentrinnbarem Netze gefangen gehalten wurde. Wenigstens insoweit regte sich diese Ahnung, um Agnes in der Hoffnung auf eine schon bewirkte oder doch unausweichlich nahe Enttäuschung Albrechts keinen ganz festen Tritt fassen zu lassen. Ihre Sehnsucht nach weitrer Nachricht über das Ergehen, die Pläne des Geliebten stieg unter dem Widerspruche und der Mischung einer von froher Hoffnung erhellten Bangigkeit und von Sorge durchschillerten Freude bis zu einem Zustande überreizter Spannung, der ihre Gesundheit auf's neue zu gefährden drohte.

Doch woher, wie, durch wen sollte sie, streng abgesperrt, wie sie war, von dem Geliebten hören; jetzt, wo die ihr ergebne Laienschwester in Folge des regelmäßigen Wechsels, den Aloysia zu Abwendung jeden vertrauteren Einverständnisses zwischen den Nonnen und dem aufwartenden Personale eingeführt hatte, in einem andern Flügel des Klosters diente? Tagelang stand sie am Fenster ihrer Zelle, das auf Busch, Wiesen und Feld herab und auf das zur Seite und dahinter emporsteigende, waldbewachsne Gebirge sah, und ließ ihr Auge entweder mit sehnsüchtiger, wort- und gedankenlos sinnender Wehmuth auf den fernsten,

in dunkle Bläue gehüllten Bergen ruhen oder es dicht am Fuße des Klosterberges auf und ab schweifen, erwartend, ob nicht unten aus den herbstfahlen Büschen eine liebe Gestalt hervortauchen und zu ihr herauf grüßen werde, bis sie plötzlich mit dem Seufzer: Wenn ich für ihn todt bliebe! zusammenschrak. Des Nachts horchte sie bei dem kleinsten Geräusche, ob es nicht ihr Befreier sei, und glaubte schon einmal im halben Traume seine Stimme am Schlüsselloche vernommen zu haben, daß sie mit beiden Beinen aus dem Bette sprang und nach der Thüre lief und, ihr Ohr daran geschmiegt, ihr klopfendes Herz kaum in der Brust halten, kaum die Worte: Um Gotteswillen, Albrecht, bist du es? hervorpressen konnte. Wenn sie dann draußen nur den Wind entlang des Ganges sausen und in den lockern Ofenthüren der Zellen klappern hörte, schlich sie, eine dickperlende Thräne im Auge, nach ihrem Lager zurück und fühlte doch ihr Herz wie erleichtert, daß es nur ein Traum gewesen und der Geliebte sich nicht noch einmal ihretwegen einer so großen Gefahr ausgesetzt habe. Sie konnte, so oft sie sich diese Gefahr recht vergegenwärtigte — es stand ja, das mußte sie sich sagen, Leib und Leben auf dem Spiele — in solche Angst gerathen, daß ihr die Furcht vor der Dauer und Befestigung der Vorstellung ihres Todes in Albrecht

beinahe zum Troste gereichte. Doch wenn dieser Trost sie dann gleich darauf wieder zu ängstigen anfing, betete sie zu Gott, ihn aus dem bösen Wahne zu reißen, der ihn ja unaussprechlich elend machen müsse. Zugleich flehte sie aber, daß Gott ihn von einem wiederholten Wagniß abhalten möge; um so inbrünstiger, als sie sich sagen mußte, daß sie ihm doch nicht würde folgen können, oder nein, daß sie Gefahr laufe, das nicht über's Herz bringen zu können und dann (wenigstens vor den Menschen) als lose Dirne zu gelten.

Zweites Kapitel.

Während sich dies im Kloster begab und in der stillen Zelle Agnesens das Herz eines liebenden Weibes zwischen liebevoller Hingebung und zurückhaltender Sitte hinsichts eines eingebildeten Ereignisses rang, dem die Wahrheit der Dinge so wenig entsprach, befand sich die Gemeine der Reichsstadt durch den kürzlich eingetretnen Umschwung aller Verhältnisse in den Landen des benachbarten Herzogs von

der bedrohlichsten, kirchlich-politischen Aufregung ergriffen. Bis in das Kloster wirkte die Sorge wegen dieser immer höher gestiegnen Gährung und ihrer möglichen Folgen hinein. Der Pater, der sich schon früher in schwierigen Fällen und Lagen bei der lebensklugen Priorin Raths zu erholen liebte, erschien häufiger als sonst. Aloysia zog sich mit ihm in ihre Zelle zurück, wo beide langer, geheimer Unterredungen pflogen. Die heitre Behaglichkeit der Priorin zeigte sich, wie die Stirne des Dominikaners, bedenklich getrübt. Wir müssen, um dieses näher aufzuklären, etwas weiter in die Vergangenheit zurückgehen.

Es ist uns erinnerlich, wie der Herzog ein Kriegsheer in der Nähe der Reichsstadt zusammengezogen hatte und damit, nachdem seinen Reitern der Einlaß in die Thore auf Spillners Antrieb verweigert worden, zur Belagerung jener andern, der protestantischen Sache beigetretnen Stadt aufbrach, deren Züchtigung die Veranlassung und der eigentliche Zweck seiner Rüstungen war. Auch wissen wir, daß er sich das Recht zu dieser Züchtigung als Executor eines von dem Reichskammergerichte erlassnen, aber von dem Kaiser inhibirten Achtspruches wegen Einziehung von ein paar Klöstern im Weichbilde dieser Stadt anmaßte. Doch kaum war er auf den Anhöhen vor der bedrohten Stadt angelangt und

hatte von da einen Trompeter mit der Ankündigung abgeschickt, daß er gekommen sei, die Belagerten als des Reiches Feinde und Geächtete mit Feuer und Schwert heimzusuchen, wenn sie in ihrem Ungehorsam verharrten, da traf ein von Wien entsandter Eilbote mit einem höchst dringenden Abmahnungsschreiben König Ferdinands ein. Der König erinnerte den Herzog an das alte gute Vernehmen zwischen ihren Häusern und ihnen beiden, an ihr bisheriges Einverständniß in den Angelegenheiten des Reichs und der Kirche und wie er daher gerade zu Sr. Liebden sich der sorgsamsten Berücksichtigung der beschwerlichen Umstände versehe, in denen sich der König durch die eingetretne Kirchenspaltung auf der einen und die ungarischen Händel auf der andern Seite befinde; gebot ihm bei Vermeidung Seiner und kaiserlicher Ungnade, daß er nicht so zur Unzeit den Frieden des Reiches zu stören sich unterwinden möge.

Noch mehr als dieser Brief wirkte aber die zugleich erhaltne Nachricht auf den Herzog, daß der Landgraf von Hessen eifrigst rüste. Es konnte, wenn der Herzog die ihm schon früher hinterbrachten Drohworte dieses Fürsten in Erwägung nahm, von einer Ungewißheit, wem die hastige Wehrbarmachung desselben gelte, gar nicht die Rede sein. Das bekannte und bewährte Kriegsglück des Landgrafen schuf ihm

Sorge. Dazu kam, daß die Oertlichkeit, auf der er sein Heer bei Einschließung der Stadt zu vertheilen hatte, für den Fall eines Angriffs von Seiten Philipps überaus ungünstig war. Er sah, wenn er in seinem Vorhaben beharrte, sich und seine Kriegsvölker der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt, zumal unter den Beschwerden und Hemmnissen des eingebrochnen Regenwetters und seitdem die verweigerte Aufnahme seiner Reiter in der ihm befreundeten Reichsstadt ihn des in Aussicht genommenen Rückhalts und Waffenplatzes beraubt hatte. Er hatte in der Meinung gestanden, daß der Schreck seiner Erscheinung an der Spitze so ansehnlicher Kriegsmacht die Bürger einschüchtern werde, auch auf die Einverständnisse im Innern der Stadt gerechnet, welche er durch die aus den Klöstern gewiesnen Mönche unterhielt. Aber die muthige Antwort der Bürgerschaft auf seine Aufforderung zur Unterwerfung riß ihn aus der Hoffnung, die Sache zu schnellem Ende zu bringen; Alles, was er aus dem Innern der Stadt erfuhr, bewies, daß dort vor wie nach die sicherste und einstimmigste Ordnung herrsche, und belehrte ihn, daß man ihn über die Wichtigkeit und Bedeutung jenes innern Verständnisses getäuscht habe. Die Einäscherung der Landhäuser und Vorwerke um die Stadt her, die er in seinem Zorne verfügte, die

Einnahme und Plünderung der unbefestigten Vorstädte, seine hierauf wiederholte Aufforderung hatten keinen bessern Erfolg. So mußte er sich denn endlich, mit so hartnäckigem Eigensinne er an dem Unternehmen festhielt und obwohl er bereits einige Schanzen hatte aufwerfen und ein oder zwei Blockhäuser schlagen lassen, zur Aufhebung der Belagerung und Verabschiedung seiner Truppen bequemen.

Bald darauf hörte man, daß auch der Landgraf die von ihm geworbne Mannschaft wieder entlassen habe. Doch die Herstellung des Friedens war, wenigstens was den Herzog anging, nur eine scheinbare; die Stadt sollte zu ihrem Leidwesen erfahren, daß dieser Fürst seinen Grimm bloß darum zu zähmen gewußt habe, weil er eines andern Weges inne geworden war, um seiner feindseligen Gesinnung in minder geräuschvoller, doch nicht minder empfindlicher Weise Nahrung zu geben. Es begann nach seiner Heimkehr eine Folge der schwersten Plackereien, Beeinträchtigungen und Gewaltmaßregeln, die er durch seine Beamten an den in seinem Gebiete gelegenen Besitzthümern der Stadt übte. Die Bauern dort wurden angewiesen, ihre Renten und Zinsen in seinen Aemtern zu zahlen und diejenigen unter ihnen, die der Anweisung keine Folge leisteten, mit Kerker, Schlägen und noch härteren Mißhandlungen dazu

gezwungen. Er belegte das Korn, das sich auf den Tennen der städtischen Güter vorfand, mit gerichtlichem Beschlage und befahl, es nach den nächsten Sitzen seiner Gerichte zu führen; er jagte in den Forsten daselbst und ließ Holz zu seinen Bauten darin fällen. Immer feindlicher zufahrend, enthielt er sich selbst des Angriffs auf die Personen der Bürger nicht, die in seinem Gebiete betreten wurden. Zunächst war es der Stadtkämmerer, den er fahen ließ, als derselbe einmal nach den Pflichten seines Amtes auf die Güter der Stadt innerhalb der herzoglichen Lande kam. Bald durfte kein Einwohner von dort mehr mit einem Schritte über die Grenze des anstoßenden herzoglichen Gebietes gehn, ohne daß er Gefahr lief, von den aufpassenden Schnapphähnen des Herzogs ergriffen und nach einer der Besten desselben geschleppt zu werden. Ein häufiger Grenzübergang auf den sich hier kreuzenden Pfaden und Straßen war aber im Drange des lebhaften, altgewohnten Verkehrs zwischen beiden Gebieten und bei der Richtung, die der städtische Handel durch die Lande des Herzogs nahm, nicht zu vermeiden, und die Stadt fand sich so von den Gewaltstreichen des Herzogs gleich sehr in den Einkünften aus ihren liegenden Gründen verkürzt, als in ihrem Gewerbbetriebe und der persönlichen Sicherheit ihrer Einsassen beeinträchtigt. Der

Herzog aber hoffte, ein sichres Mittel gefunden zu haben, durch dessen nachhaltige Anwendung er die Stadt nicht bloß verdientermaßen züchtigen, sondern früher oder später nöthigen werde, sich unter den nachtheiligsten, seine Macht und Herrschaft erweiternden Bedingungen von ihm Ruhe zu erkaufen. Er meinte, darauf pochen zu dürfen, daß ihm das Recht zustehe, als Herr und Fürst in seinem Territorium zu schalten, und daß daher niemand, so lange er die Stadt in ihrem Weichbilde unangefochten lasse, die Befugniß habe, darein zu sprechen, wenn er die ergangne Acht innerhalb seiner eignen Lande nach Kräften zur Vollstreckung bringe.

Vergebens mahnte und warnte König Ferdinand; immer dringlicher, je näher die Heerfluth des türkischen Sultans auf Ofen und seinen davor gelegerten Feldhauptmann Rogendorf heranwogte, je schwerer er sich in Ungarn bedrängt sah und je mehr ihm daran liegen mußte, des für das nächste Jahr gehofften Beistandes der protestantischen Reichsglieder nicht verlustig zu gehn. Der Herzog, sich auf sein Recht steifend, wies die Vorstellungen des Königs, wie die wiederholten drohenden Aufforderungen der Schmalkaldner zurück und bestärkte sich darin durch die ihm zugehende Kunde, daß wenn auch der Landgraf zu energischer Abwehr dränge, doch der Chur-

fürst von Sachsen ein Bedenken dabei finde, da dem Herzoge jetzt allerdings kein entschiedner Reichsfriedensbruch, sondern mehr ein Mißbrauch seiner landesfürstlichen Befugnisse, wenn auch zum Nachtheile eines benachbarten selbstständigen Gemeinwesens, vorzuwerfen sei.

Des Churfürsten hatte sich seit einiger Zeit eine steigende Aengstlichkeit bemächtigt, womit er vor einem kriegerischen Einschreiten als vor einem gefährlichen, künftig wider sie selber anwendbaren Beispiele zurückscheute. Es graute ihn, das noch schlummernde, aber sich schon bedenklich im Schlafe dehnende Ungeheuer eines allgemeinen innern Reichskriegs zu wecken, als ahne er, was er einst selber unter dessen Klauen zu dulden bestimmt sei. Landgraf Philipp dagegen, der diese Aengstlichkeit nicht theilte, machte mit gewohnter Hitze geltend, es handle sich hier keinesweges von dem Umfange der landeshoheitlichen Rechte des Herzogs, vielmehr davon, ob wider die protestantischen Stände ein vom Kaiser selbst inhibirter Achtspruch trotz dieser Inhibition mit Gewalt, sei es nun so oder so, vollstreckt werden dürfe. Auch stimmte endlich der Churfürst, als die Klagen der Stadt immer beweglicher, die Bedrückungen des Herzogs immer schreiender wurden, seinem raschen Genossen bei; auf dem Tage zu Eisenach erklärten die

beiden Fürsten als Oberhauptleute des schmalkaldischen Bundes, daß sie entschlossen seien, dem Spruche des Kaisers Achtung zu schaffen und mit dazu hinreichender Macht im Felde zu erscheinen.

Der Herzog hatte dem auf ihn anbrausenden Sturme nur seine festen Plätze entgegenzustellen. Die gegen ihn aufgebotne Heeresmacht — es zogen mehr als dreißig Fähnlein Fußknechte und viertausend Reiter wider ihn — war zu groß, als daß er hätte hoffen dürfen, dieselbe mit den von ihm zusammengebrachten Kriegsvölkern in offner Feldschlacht zu bestehen. Er beschränkte sich deshalb darauf, seine Burgen und befestigten Städte zu bemannen und warf sich selbst in eines seiner festen Schlösser, das für uneinnehmbar erachtet wurde. Aber gerade und unmittelbar auf dieses wandte sich der rasche Kriegsmuth des Landgrafen. In eigner Person, von einem Bauernkittel verhüllt, an die Mauern schleichend, entdeckte Philipp eine schwächere Stelle, die seinem Geschütze gute Wirkung verhieß. Noch vor Nacht wurde die erforderliche Artillerie und Munition bis auf die Weite eines Steinwurfs herangefahren, geschoben, geschleppt, je nachdem es die Ungleichheit des aufsteigenden Bodens nöthig machte, wobei der Landgraf oft eigenhändig zugriff und die Geschützknechte bald scheltend, bald scherzend antrieb. Mit dem Aufgange

der Sonne begannen die in vollster Kraft wirkenden Schlünde wider die erschütterte Mauer zu spielen, und hatten vor Abend eine solche Verwüstung und eingestürzte Lücke geschossen, daß sich der Herzog bewogen fand, im Herbstnebel des nächsten Morgens aus dem Platze, nur von einem ihm treuergebnen Diener begleitet, zu entfliehen. Sein Plan war, bei dem Könige und den katholischen Reichsfürsten, seinen Verbündeten, Hülfe gegen die Uebermacht der Protestanten zu suchen. Er gerieth aber, als er schon glücklich bis an's Ende des feindlichen Lagers geschlichen war, in die Hand der am Ausgange aufgestellten Schildwachen und wurde dem in seinem Zelte frühstückenden Landgrafen zugeführt, der ihn halb höhnend, halb gutmüthig als willkommensten Gast bei seinem Morgentrunke begrüßte.

Der Fall der Veste und rasch hinter einander aller herzoglichen Lande in die Gewalt der Schmalkaldner folgte der Haft des Fürsten. In der Schloßkapelle der herzoglichen Residenz hielt, wenige Wochen nach dem Ausbruche des Krieges, der Hofprediger des Landgrafen die erste evangelische Predigt.

Ueberall wurde, meistens unter lebhafter Theilnahme der Bevölkerung, der evangelische Gottesdienst eingerichtet. Zwar erbot sich der Bund, das Land dem Kaiser zur Sequestration zu überlassen, jedoch

mit der scharf hervorgehobnen Bedingung, daß die Religion daselbst in dem gegenwärtigen Stande bleibe und die Predigt des reinen Wortes keine Kränkung leide. Auch behielten die Bundesgenossen, bis man sich mit dem Kaiser geeinigt haben würde, die Lande des Herzogs in Besitz und Verwaltung.

Die noch im katholischen Interesse verwaltete Reichsstadt lag diesem Umsturze zu nahe, um nicht davon berührt und bedenklich aufgeregt zu werden. Der Sieg des protestantischen Bekenntnisses in einem angrenzenden Landgebiete, dessen Fürst bisher als eine der Hauptstützen des alten Kirchenthumes gegolten und dem protestantischen Theile der Bürgerschaft zum einschüchternden Schreckbilde gereicht hatte, war es, was jene kirchlich-politische Gährung unter der letzteren, so wie die Sorge des Paters und der Priorin veranlaßt hatte. Der protestantischen Gemeine war durch die in so naher Nachbarschaft eingetretne Stärkung ihrer Sache der Muth gewachsen. Sie hatte ein sie selber kräftigendes Siegeswehen des neuen Geistes von dort herüber empfunden. Es ist dem Menschen so natürlich, auch in dem Waffenerfolge äußrer Gewalt ein Urtheil Gottes zu ehren, auch in dem Siege der Macht oder Geschicklichkeit einen Sieg des Rechtes zu sehen, und sich ebendarum, wenn der Erfolg gegen die eignen Neigungen spricht,

mehr als billig niederschlagen oder, im andern Falle, erheben zu lassen. Die Gemeine fühlte, daß die Scholle, auf der sie trieb, sich jetzt an festes Land angesetzt habe, daß der dem Rathe verloren gegangne Halt für sie gewonnen sei; sie war sich unter dem imponirenden Eindrucke des äußern Erfolges der Güte ihrer Sache erst ganz bewußt geworden.

Wo irgend die angesehneren Bürger, sei es nun in größerer Anzahl oder auch nur zu zweien zusammentrafen, besprach und berieth man sich über das, was man jetzt zu thun habe; ausdrücklich dazu berufne Zusammenkünfte wurden gehalten. Selbst Meister Hildebrand äußerte größere Zuversicht und hatte nichts dagegen, daß man eine Deputation an den Landgrafen sende und denselben bitte, sich der Freigebung des Wortes Gottes in der Reichsstadt anzunehmen, obwohl er sich noch immer nicht dahin bringen konnte, von dem Schutze der Fürsten viel zu hoffen. Er rieth daher, die Sendung möglichst geheim zu betreiben, und lehnte es ab, selber als Bote zu gehn.

Andre zeigten sich nun zwar hitziger und muthiger, waren jedoch ihrer rohen, plumpen Weise und beschränkten Einsicht nach mehr geeignet, auf eine schon im Aufstande begriffne Volksmasse als auf die noch schwankende Ueberlegung der älteren wohlhaben-

den Bürger zu wirken oder einen offnen Ausbruch der vorhandnen Mißstimmung mit Hülfe klugen Anschlags herbeizuführen. Der Einzige, der dieses vermocht hätte, der durch den Verein von Charakterkraft mit Verständigkeit auch die Besonnenheit der Aelteren und Wohlhabenden mit sich hätte fortreißen können, der Einzige fehlte, da Gottfried in Ketten lag; ein Volksauflauf aber, wie ihn jene täppischen Gesellen zu ihrer Geltendmachung bedurften, hatte noch nicht stattgefunden.

Drittes Kapitel.

Von dem Rathe selber sollte den Aufgeregten zugleich der Auflauf und Gottfried zum Führer geschafft werden. Die gegen diesen eingeleitete hochnothpeinliche Untersuchung war auf Grund der Angaben Ruperts (wenn auch Rupert seine Bekenntnisse späterhin zurückzunehmen und umzudeuten versucht hatte und plötzlich verschwunden war, ohne daß man je wieder etwas von ihm gehört hat) schnell bis zur Anwendung der Folter gediehen, die dann das ihre

that, jede noch bleibende Dunkelheit vollends aufzuhellen. Die auf der Marterbank erpreßten Geständnisse des Angeklagten stimmten so sehr bis auf die kleinsten Umstände mit dem Sachverhalte, den die Priorin bezeugte, und der Oertlichkeit überein, daß selbst vor minder eingenommenen Richtern, als sich der Stadtvogt und seine Beisitzer erwiesen, die Schuld nicht mehr hätte zweifelhaft sein können. Hierzu kam, daß Aloysia, als ihr der Beschuldigte vorgeführt wurde, in ihm nach Gestalt und Stimme fast mit Gewißheit denjenigen wiedererkannte, der auf sie das Feuergewehr angelegt und sie mit dem Tode bedroht hatte. So waren denn die Akten schon nach wenigen Wochen zum Spruche gereift und von dem Blutgerichte der Stadt wurde das Todesurtheil über Gottfried gefällt.

Bei der Härte der damaligen Gesetze konnte, sobald das dem Sattlermeister zur Last gelegte Verbrechen feststand, auf eine mildere Ahndung als durch das Schwert des Henkers nicht gehofft werden. Handelte es sich doch von nichts Geringerem, als dem Einbruche in ein Kloster, dem versuchten Raube einer Nonne, der tödtlichen Bedrohung der Priorin, ja sogar, nach der eidlichen Aussage und aufrichtigen Ueberzeugung Aloysiens, von einem eigentlichen Mordversuche gegen diese, vor dessen Gelingen sie nur

durch den himmlischen Beistand der heiligen Brigitte beschirmt worden war. Sie behauptete nämlich, daß, nachdem die Räuber unter ihrer Führung an das Eingangsthor des Klosters zurückgelangt seien und dasselbe passirt hätten, Gottfried von draußen durch das noch offne Thor sein Gewehr auf sie losgedrückt habe, so daß sie die Kugel an ihrem Ohre habe vorbeisausen hören. Es war jener Signalschuß, der von Gottfried zufolge getroffner Verabredung abgefeuert wurde; doch hatte der Angeklagte bei gesteigertem Foltergrade bekannt, daß in der That die Priorin das Ziel seines Schusses gewesen und er der mörderischen Absicht, die man ihm zur Last lege, schuldig sei.

Demungeachtet blieb die Bürgerschaft auf das hartnäckigste von der Ueberzeugung durchdrungen, daß Gottfried nur als ein Opfer der Rache des Rathes wegen seiner protestantischen und bürgerlich freisinnigen Gesinnungen falle. Gleich nach seiner Verhaftung hatte sich der lebhafteste Unwille kundgegeben und der bald darauf erfolgte Sturz des Herzogs diese Angelegenheit nur auf eine Zeitlang in den Hintergrund gerückt, um den Unwillen darüber in dem Gefühle, was man an Gottfried entbehre, um so schärfer hervortreten und in der von dem Siege der schmalkaldischen Fürsten veranlaßten Aufregung neue

Nahrung finden zu lassen. Den Nachrichten, die über den Gang des Processes und die Ueberführung Gottfrieds von den Mitgliedern des Rathes und Gerichtes her unter die Bürger kamen, wurde kein Glauben geschenkt, dagegen allerhand unwahres, den Richtern nachtheiliges Gerede, das darüber umlief, mit gläubigster Begierde aufgenommen. Man sprach, als das Urtheil ergangen war, bei den Andachtsübungen in dem uns bekannten Wirthshause und wo man sich sonst begegnete, mit heftiger Bitterkeit von dem beabsichtigten Justizmorde (so schalt man das Urtheil), und auch die kirchliche Gährung fing an, noch hitziger aufzuwallen.

Dieser bedenkliche und reichlich mit Zunder versehene Zustand war dem Stadtvogte nicht unbemerkt geblieben. Drohende Aeußerungen des Unmuthes der Bürger wurden ihm hinterbracht und wenn er Abends auf der Straße ging, hinter ihm hergerufen. Zwar wurden die Häscher und Büttel des gefürchteten Mannes noch zu sehr gescheut, als daß man sich so etwas am Tage und mit der Aussicht, erkannt zu werden, wider ihn erlaubt hätte; die ihm hinterbrachten Drohworte waren meist in der Trunkenheit gefallen und der Unmuth schien, nachdem der Stadtvogt die ihm als Sprecher Bezeichneten sofort mit Kerker und Ketten heimgesucht hatte, erschrocken ver-

stummt zu sein. Aber er sah, daß er mit dieser Strenge, wenn er auch die Bürger dadurch im Gebrauche ihrer Zunge vorsichtiger mache, doch mehr einzelne Symptome des Uebels, als dieses selbst treffe. Das mürrische, drohende, verdächtig vorsichtige Schweigen, das bei seiner Annäherung auf Markt und Straße stattfand und keine Handhabe für seine Haltfeste gab, erschien als das gefährlichste Anzeichen. Anfangs glaubte er darauf nicht achten zu dürfen; schon war nach kurzem Aufschube wegen Erkrankens des berufnen Scharfrichters ein andrer Tag zur Vollstreckung des Urtheils bestimmt, als sich das Bedenken, ob es nicht wohlgethan sei, die Hinrichtung weiter zu verschieben, in dem Vogte bis zu einem Grade von bänglicher Sorglichkeit geltend machte, der ein ganz neues Erlebniß für ihn war und von ihm, nicht ohne Grund, auf den geheimen Anflug einer körperlichen Verstimmung geschoben wurde. Er, der seine blutrichterliche Laufbahn stets mit der ungetrübtesten Fassung verfolgt hatte, für den bisher das Stabbrechen über einen armen Sünder das Alltäglichste von der Welt gewesen war, fühlte sich von einer Beklommenheit umgetrieben, die ihn sogar vor dem behutsamen und umsichtigen Meister Hildebrand, als ihm derselbe unerwartet um eine Straßenecke her entgegenkam, zusammenschrecken ließ. Beim Anblicke

von ein paar nicht so friedlichen Gliedern der protestantischen Gemeine, die sich an der Mauer seinem Fenster gegenüber besprachen, klopfte ihm das Herz, von dem er bis jetzt kaum gewußt hatte, ob er eins in der Brust habe. Er beschloß endlich, da er sich aus eigner Kraft zu schwach fühlte, dieser Anwandlung Herr zu werden, dem in pleno zu versammelnden Rathe über die Sache Vortrag zu halten.

Das den Blutbann in der Stadt unter dem Vorsitze des Stadtvogtes verwaltende Gericht bildete, seitdem die Stadt schon unter den ersten Habsburgern das bis dahin dem Könige zustehende Recht der peinlichen Gerichtsbarkeit und Ernennung des Vogtes erworben hatte, eine Abtheilung des Rathes; ebenso wie das Civilgericht oder sogenannte Stadtgericht unter dem Vorsitze des Schultheißen. Beide Gerichte aber übten, wie auch der Rath im engeren Sinne (d. h. die mit der Polizeigewalt und städtischen Administration betraute Abtheilung des Gesammtrathes) die ihnen überwiesnen Funktionen selbstständig aus, ohne daß es in der Regel einer bestätigenden oder eingreifenden Mitwirkung durch den Rath in pleno bedurfte. Doch hatte, wie schon bei Gelegenheit des Verfahrens gegen Albrecht erwähnt worden, nur der Gesammtrath als oberste Behörde der Stadt das Recht der Begnadigung; und auch sonst war es nicht ohne

Vorgang, von dem Blutgerichte in Fällen von politischer Bedeutung die Entscheidung der Gesammtheit des Rathes über irgend einen Punkt, sei es nun wegen Einleitung der Untersuchung oder im Laufe derselben, eingeholt zu sehen.

Hubertus, an den sich der Stadtvogt als an denjenigen wandte, dem die Berufung derartiger Plenarversammlungen zukam, billigte nicht nur dessen Vorhaben lebhaft, sondern erklärte (denn die bei dem Stadtvogte wahrgenommne Furcht hatte seine eigne zur äußersten Höhe getrieben), daß er, wenn der Vogt von seinem Verlangen abstehen sollte, diese Berufung aus eigner Bewegung kraft seines Rechtes als erster Bürgermeister veranlassen und selbst den Antrag auf Verordnung des Aufschubs der Hinrichtung stellen werde.

Bei der in pleno eröffneten Berathung zeigten sich die Stimmen getheilt. Hubertus folgte dem Hange seiner Furcht. Selbst die Ungewißheit wegen der Genehmigung des Paters und seiner Ehefrau, mit denen er sich wohlbedächtig gehütet hatte, über diese Angelegenheit Rücksprache zu nehmen, hielt ihn nicht ab, unter Bezugnahme auf das Beispiel des berühmten Kriegeshelden Fabius cunctator oder des Zauderers, für kluge Zögerung zu stimmen. Dagegen eiferte Paff für sofortige Vollstreckung. Die

ganze Stadt wisse ja, daß die Hinrichtung auf morgen angeordnet sei. Man stelle sich dem Verdachte der schmählichsten Feigheit bloß, wenn man hier, wo es die Bestrafung eines überführten Verbrechers gelte, ein haltungsloses Schwanken an den Tag lege. Es sei hohe Zeit, endlich einmal wieder als Obrigkeit aufzutreten. Man müsse nicht bloß die Hinrichtung Gottfrieds durchsetzen; man müsse zugleich das sich wieder breit machende Prädicantengesindel aus der Stadt treiben.

Seit dem Sturze des Herzogs hatten sich nämlich von neuem lutherische Prediger eingefunden, gegen die der Rath nicht mehr einzuschreiten wagte, obwohl sie ihre Predigten, in Ermanglung einer Kirche, in der Fleischerhalle der Stadt und andern gleich öffentlichen Räumen hielten; so daß Paff ärgerlich spöttisch zu äußern pflegte: Es sei kein Wunder, wenn sich der Hund mit dem Stücke Bratfleisch, das er aus der Küche geraubt habe, vorläufig zufrieden gebe, aber wohl, wenn der Hausherr dann nicht nach dem Stocke greife, sondern die Hände im Schooße abwarte, daß der durch den Kostbissen erst recht gierig gemachte Köder sich den Rest hole.

Er hatte die Unterdrückung der evangelischen Predigt schon mehrmals im Rathe beantragt, aber Spillner ihm Widerpart gehalten und ausgeführt,

daß ein derartiges Einschreiten jetzt nicht an der Zeit sei. Dieser hatte sogar, da er nun einmal alle Halbmaßregeln und insbesondre die eines schwächlichen Zusehens nicht gutheißen könne, für offne gesetzliche Anerkennung des protestantischen Gottesdienstes gestimmt, was sich früher oder später doch nicht vermeiden lassen werde; eine Bewilligung, sagte er, die nach einem so überwältigenden Schicksalswechsel, wie der Fall des Herzogs für die Stadt gewesen ist, auch durchaus nicht die Unehre einer bewiesnen Schwäche mit sich führt.

Damit war er nun zwar bei dem entsetzlichen Geschrei, das Paff dawider erhob, nicht durchgedrungen; doch eben so wenig hatte Paff hinsichts Ausweisung der Prädicanten die Oberhand zu erschreien vermocht. Jetzt aber war Spillner seit mehreren Tagen abwesend. Ein Privatgeschäft, das ihn schon längere Zeit sehr in Anspruch nahm, hatte ihn an den Hof des Churfürsten von Sachsen geführt, von dessen Gunst oder Ungunst dabei viel abhing. Dasselbe betraf ein ansehnliches, im Markgrafenthum Meißen gelegenes Lehngut, das von dem Churfürsten nach dem Aussterben des Mannsstammes als erledigt eingezogen worden war. Spillner glaubte aus einer Urkunde, die sich im Nachlasse eines von ihm beerbten Vetters vorgefunden hatte, den leider juristisch nicht

ganz stichhaltigen Beweis zu entnehmen, daß jenes Lehn ein Weiberlehn und als solches auf ihn devolvirt sei. Beweggründe der Huld und Billigkeit mußten, wenn Spillner zum Zwecke kommen sollte, die Mangelhaftigkeit seines Rechtstitels ergänzen, und er war daher nach dem churfürstlichen Hoflager gereist, um sich dort persönlich vorzustellen und den Fürsten so wie dessen Räthe seinem Anliegen geneigt zu machen.

Paff hatte so in der heutigen Plenarsitzung freies Feld gewonnen, und wirklich gelang es dem kleinen hitzigen Manne, zwar nicht die Vertreibung der lutherischen Prediger, aber doch die Vollziehung der Hinrichtung beschließen zu machen. Wir würden, polterte er, durch unsre Furchtsamkeit das Uebel, das wir besorgen, erst herbeiführen. Denn endlich müßten wir doch zur Vollstreckung schreiten; oder wie lange denkt ihr dieselbe hinhalten zu können? Und wenn wir uns nach ängstlicher Zögerung doch zuletzt dazu gedrängt sähen, dann möchten wir erst zu zittern haben.

Der Grund, daß man den Verdacht, als ob bei der Verurtheilung Gottfrieds etwas andres als dessen Schuld eingewirkt habe, durch scheue Berücksichtigung der vorhandnen Mißstimmung nur verstärken werde, war es, was die Meisten zum Beitritte bewog. Es sei allerdings rathsam, diesem Verdachte dadurch

entgegenzuwirken, bemerkte Tilmann Wurmler, daß man in einem zu erlassenden öffentlichen Anschlage die gegen Gottfried ermittelten Hauptbeweise von Obrigkeits-wegen bekannt mache, um den Bürgern die Ueber-zeugung aufzudrängen, daß Inquisit nicht wegen seiner kirchlichen oder sonstigen Parteinahme, sondern wegen eines gemeinen Verbrechens vom Leben zum Tode komme. Zwar würden die Böswilligsten vielleicht auch diesem Anschlage ihren Glauben weigern, aber die Masse der Bürger hoffentlich eines Bessern belehrt oder doch in ihrer Meinung von der Sache unsicher gemacht werden.

Paff erklärte sich wider den Anschlag, worin er schon eine Kundgebung von Bangigkeit sah. Da-gegen machte Zacharias, der selber in jüngeren Jahren einer der erbarmungslosesten Beisitzer am städtischen Blutgerichte gewesen war, bis ihn seine Vorliebe für die Spitzfindigkeiten des Civilrechts in eine andre amtliche Bahn zog, darauf aufmerksam, daß der-gleichen promulgationes schon bei früheren Criminal-exekutionen in dieser Stadt (er nannte die Beispiele bis auf ein paar Jahrhunderte zurück aus dem Ge-dächtnisse) ebenfalls vorgekommen, auch ganz zweck-mäßig seien, den Eindruck der Strafe zu erhöhen und zur Abmahnung Andrer von ähnlichen Unthaten bei-zutragen. Es werde freilich alles auf die Abfassung

dieses Publicandi ankommen, zu der er sich gern und willig erbiete. Im Uebrigen stimmte der Syndikus dem Antrage Paffs auf ungesäumte Vollstreckung mit scharfer Entschiedenheit und aller Hülfe juristischer Dialectik, die ihm nur zu Gebote stand, bei. Die Beredtsamkeit, die dieser sonst dürre und ausgetrocknete Geist hierbei entwickelte, konnte in ihrer Art fast erhaben genannt werden. Man sah, daß ein unvollstreckt gelassnes Todesurtheil in einem Falle, wo kein Anlaß, Gnade für Recht zu üben, vorliege, ihm wie ein Riß in die Weltordnung dünke; daß er hier eine Gottesmacht, eine fatalistische Nothwendigkeit fühle, die jede Ueberlegung aus Nützlichkeits- oder Furchtgründen ausschließe. Der kalte, starre, man möchte sagen, Römermuth, den er äußerte, theilte sich (hier stärker, dort schwächer) der Mehrzahl der Rathsherren und vornehmlich dem Stadtvogte mit, der einen Druck von tiefer Beschämung und Gewissensunruhe empfand, nur einen Augenblick geschwankt zu haben.

Am folgenden Morgen wurde Gottfried nach dem Richtplatze geführt. Der Weg dahin ging längs der Straße, wo das Haus des Bürgermeisters Breitinger lag. Frau Katharine hatte sich an eines der vorn hinaus gehenden Fenster bringen lassen, da sie dergleichen Schauspiele liebte, auch auf diese Weise ihrem von dem Pater gegen Gottfried erhitzten Grolle ge-

nugthun und sich den vollgültigen Ersatz befriedigter Rache und Schaulust für die nicht unbeträchtliche Summe verschaffen wollte, die ihr die Verfolgung Gottfrieds gekostet hatte.

Hinter ihrem Stuhle halb versteckt, lauschte Martinus Schellhorn. Er war nicht ohne Besorgniß wegen des Ausgangs, obwohl er die Vollstreckung des Urtheils, schon weil sie von Paff, dem eifrigsten Vertreter seiner Partei, betrieben worden war, nicht zu tadeln wagte, auch von der andern Seite selber ein zu lebhaftes Vergnügen daran empfand, als daß er zu rechter Mißbilligung hätte kommen können. Doch scheute er sich, von der bereits unruhig um den Zug her wogenden Menschenmasse gesehen zu werden, und hielt sich deshalb, nur den Kopf über Katharinens Schulter vorbiegend, in dem von den Vorhängen am Fenster geworfnen Schatten verborgen.

Aber Gottfried, dessen Auge sich unwillkührlich nach dem Hause des Bürgermeisters in Erinnerung an Albrecht und Agnes und alles, was aus diesem Hause her über ihn gekommen war, hob, wurde des Mönches gewahr, wie schnell dieser auch sein Antlitz, von dem Blicke Gottfrieds getroffen, zurückzog. Der Verurtheilte kannte die Geschäftigkeit des Paters zu seinem Untergange; er nährte schon lange einen gründlichen Haß gegen den ränkevollen Dominikaner. Seine

Faust ballte sich; mit dem Aufblitze des Zornes in seinem bis dahin starr sinnenden Auge rief er einige Worte hinauf, die weder der Pater noch Katharine verstand, die aber auf die letztere den Eindruck einer Unheilsverkündigung machten. Es fiel ihr ein, daß zum Tode Verurtheilte zuweilen unmittelbar vor ihrer Hinrichtung ihre Verfolger binnen einer kurzen Frist vor das Gericht Gottes geladen hätten, und sie wähnte, so etwas vernommen zu haben. Ihre zu abergläubischen Hirngespinnsten aller Art geneigte Seele erlag dem Schrecken, den ihr diese Einbildung verursachte. Sie lallte dem Pater, der ihr bei ihrem Erbleichen und den darauf eintretenden krampfhaften Zuckungen mit dem Elixire, das sich für dringlichen Nothfall immer in ihrer Nähe befand, zu Hülfe eilte, stöhnend vor, was sie vernommen zu haben meinte. Umsonst bemühte sich Schellhorn, sie mit der Vorstellung zu beruhigen, daß ja Gottfried seinen Tod wohl verdient habe, am wenigsten aber einem Ketzer, wie ihm, das Recht zustehe, solche Ladung auszusprechen. Ganz andre Gefahr sei von der Zunge Gottfrieds zu fürchten und begreife er nicht, wie man so leichtsinnig habe sein können, ihn ohne Knebel im Munde zur Hinrichtung zu führen. Sein Zureden fruchtete nichts. Das Bewußtsein aller ihrer Sünden, nicht sowohl in der Besonderheit einzelner

Begehungen oder Unterlassungen als in der Totalität ihrer Vergangenheit und Gegenwart, das Bewußtsein ihres ganzen sündhaften Zustandes, ihrer Herzensverknöcherung in lieblosem Eigenwillen war vor dem Bilde des nahenden Gerichtes in Katharinen wie aus tiefem Schlafe aufgeschreckt worden und hatte sich beklemmend und erstickend um ihre innersten Lebensgeister gelegt. Den Trostreden des Paters wurde dadurch der Zugang gesperrt, so daß die Kranke als Erwiederung nur stets die Worte: Nein, nein, ich muß folgen, ich muß hin — hinunter — Feuer — Martern —, stammelte. Ohnmächtig wurde sie vom Fenster nach ihrem Bette getragen.

Der Stadtvogt hatte sich hinsichts der Gefahr, die aus einer Anrede Gottfrieds an die Bürger erwachsen könne, des von dem Pater gerügten Leichtsinns nicht schuldig gemacht. Noch am Abende vor dem Richtmorgen hatte er sich deshalb mit Paff und Zacharias besprochen. Man war jedoch übereingekommen, daß es würdiger und zugleich sicherer sei, keine Furcht an den Tag zu legen und sich einer so ungewöhnlichen Maßregel, wie die Knebelung Gottfrieds, deren Anblick die Bürger erst reizen werde, zu enthalten; um so mehr als der durch Folter und Kerkerdunst geschwächte Körper des Delinquenten ein besondres Aufgebot von Lunge und Odem nicht be-

sorgen lasse. Der Erfolg schien diese Voraussicht zu rechtfertigen. Gottfried saß schweigend und in sich versunken auf dem Karren, der ihn nach dem Richtplatze fuhr; bloß vor dem Hause des Bürgermeisters brach er in jene halb heftig herausgestoßnen, halb in sich hinein gemurmelten und ebendarum unverständlichen Worte aus, um gleich darauf wieder in sein voriges Verstummen zurückzusinken; nur von Zeit zu Zeit stieg und belebte sich sein starr sinnender Blick und irrte mit forschender Schärfe über den Volksmassen, die dem Zuge folgten. Es war schwer zu erkennen, ob sich in dieser Starrheit die Unempfindlichkeit trostloser Ergebung oder eine gespannte, sich in sich selber zusammenfassende Erwartung ausspreche.

Die den Zug begleitenden Richter und Schergen hofften das Erstere und daß Gottfried von dem Bewußtsein, mit Recht zu büßen, niedergedrückt werde. Doch dieser hatte nur seine durch die Folter und so viele andre schwere Leiden des Gemüthes und Körpers allerdings sehr heruntergekommenen Kräfte für den rechten Augenblick sparen wollen. Er war schon geneigt gewesen, sich in sein Schicksal zu ergeben und sich mit bußfertiger Andacht zum Tode zu bereiten; aber die bis in seinen Kerker durch einen neueingebrachten Gefangnen gedrungene Kunde von der Aufregung der Bürger und dem allgemeinen Unwillen

über das wider ihn gefällte Urtheil hätte seine Stimmung verändert. Sein eigner Unmuth über alle Beschwerden, die er jemals gegen den Rath gehabt hatte, war dadurch gereizt und gesteigert worden; der Mönch aus Antwerpen und wie derselbe den Widerstand gegen eine tyrannische Obrigkeit durch Stellen der Bibel gerechtfertigt habe, war ihm vor die Seele getreten. Gottfried hatte eine gewaltsame Selbsthülfe, wenn andre Hülfe fehle, nie recht für Sünde halten mögen und empfand zu viel Lust am Leben, um jetzt, wo es das Aeußerste für ihn galt, bedenklicher geworden zu sein.

Ein gesunder und fester Schlummer hatte ihn in der letztvergangnen Nacht erquickt und ihm die Zuversicht gegeben, dem Momente der Entscheidung, wenn er sich ganz darauf spanne, hinreichend genügen zu können. Auf dem Richtplatze angelangt, redete er noch vom Karren nieder, kurz, aber mit energischer, tiefergreifender Eindringlichkeit die Bürger an. Die Kraft seiner Stimme übertönte den Ruf der Richter, die dem Büttel befahlen, ihn vom Karren zu reißen, und dem Nachrichter, die Hinrichtung zu beschleunigen. Wohl mochten einzelne Worte durch diesen Zwischenruf und beim Sträuben gegen den Büttel verloren gehn; doch half selbst die Unterbrechung und Hinderung die Wirkung der Rede im

Ganzen verstärken. Also jetzt, wo im Nachbarlande das reine Wort Gottes von allen Kanzeln tönt, sprach er, und die Satzungen des Papstes gestürzt sind, wird hier der Versuch, ein armes gefangnes Kind aus einer Kloster-Höhle oder vielmehr Hölle, dieser Erfindung des Satans, zu befreien, noch mit dem Tode bestraft! Nun sei's; aber möge euch die Langmuth, womit ihr das ansehet, niemals gereuen!

Das von Zacharias abgefaßte obrigkeitliche Publicandum hatte schon an sich wenig Beachtung bei den Bürgern gefunden; durch die Anrede Gottfrieds wurde auch die letzte Spur des etwa gemachten Eindrucks ausgelöscht. Was half aller Nachweis der Ueberführung des Verurtheilten, alle juristische Rechtfertigung seiner Bestrafung aus den bestehenden Gesetzen, sobald diese Gesetze als gegen das geoffenbarte Wort Gottes angehend erkannt wurden, sobald das Verbrechen als eine heldenmüthige That zur Bekämpfung des Satans und seiner seelenfängerischen Anstalten, seiner in den Klöstern des Papstes dem Heile der Christen gestellten Fallen erschien. Auch waren es nicht erst die Worte Gottfrieds, die das den Bürgern einleuchtend machten; aber daß er sich selber so sicher und kräftig von seinem Rechte erfüllt zeigte, trug doch nicht wenig bei, die Ueberzeugung

davon auch in den Bürgern zu vollem Durchbruch zu bringen.

Ein dumpfes, immer bedrohlicher anschwellendes Murren begleitete die weitern Gewalthandlungen gegen Gottfried, der keinen Widerstand mehr entgegenstellte und nur noch, auf den verhängnißvollen Stuhl niedergerissen, die Worte: Also bleibt es beim alten Spiele von dem Wolf und den Schafen! rief. Doch plötzlich wurde die den Richtplatz umgebende Scharwacht in jähem Anfalle aus der Mitte der Zuschauer her, ehe sie noch zur Besinnung und zum Gebrauche ihrer Waffen kommen konnte, überwältigt, bei Seite gedrängt, gestoßen. Die zuerst Eingedrungnen warfen sich auf den Nachrichter. Dieser, der schon zum Zuhauen ausgeholt hatte, aber von dem Lärme hinter ihm bestürzt, mit im Schwunge erstarrtem Arme stand, fühlte sich zu gleicher Zeit am Elbogen, um den Leib, um die Hüften gepackt und das Schwert aus seinen Händen gewunden. Bald sah sich Gottfried frei. Einen Augenblick lag er wie betäubt in den Armen seiner Retter; dann raffte er sich auf. Wollt ihr mir folgen, frug er, wollt ihr dem Reiche des Antichrists in unsrer Stadt ein Ende machen, wollt ihr ein Regiment, das vor Gott und den Menschen eine Freude ist, herstellen? — Ein wildes, tausendstimmiges Ja scholl zur Antwort.

Viertes Kapitel.

Das Richtschwert in der Hand, das er mit dem Rufe: Auch wir wollen jetzt ein Gericht halten! ergriffen hatte, führte Gottfried die hinter ihm her brausende Menge wider das Rathhaus. Drohende Reden, die anzeigten, daß er den vornehmen und reichen, im Besitze der Herrschaft befindlichen Rathsfamilien die Macht entreißen und an die Gemeine übertragen, alles von Grund aus umgestalten wolle, gingen aus seinem Munde. Sein hitziger Charakter, sein schon lange über so viele vermeintliche und wirkliche Mißbräuche genährter Grimm, seine Erbitterung über die grausamen, während seiner Haft an ihm geübten Unbilden riß ihn fort. Doch trotz der Heftigkeit, die sich in allem, was er äußerte, kundthat, traf er seine Anstalten mit Besonnenheit und selbst Mäßigung. Er hatte die entwaffneten Scharwächter, so wie die auf dem Richtplatze ängstlich aneinander gescheuchten Richter und Schergen einer Abtheilung der Bürger zur Bewachung übergeben, andre Haufen sandte er

ab, um die Thore der Stadt zu besetzen; auf dem Markte vor dem Rathhause machte er Halt. Ihr habt mich zum Führer gewählt, sprach er: drum darf ich Gehorsam fordern. Wer Einem da drinnen (er deutete nach dem Rathhause) ohne mein Geheiß ein Haar krümmt, hat es mit mir zu thun! Ich denke, daß sie uns gutwillig weichen sollen. — Er frug, ob man ihm das Recht einräume, sich einen Beirath zu wählen, ob sie ihm und den Gewählten bis auf Weitres die Herrschaft in der Stadt übertragen wollten. Als man bereitwilligst einstimmte, blickte er sich um. Aber er sah niemand um sich, als einen gedrängten Haufen der ärmsten und niedrigsten Bürger. Alle Angesehneren hatten sich entweder, wie Meister Hildebrand, gleich beim Ausbruche des Aufruhrs oder als sie merkten, daß das Vorhaben Gottfrieds auf völligen Umsturz gehe, zurückgezogen. Nur noch ein paar Neugierige unter ihnen zeigten sich scheu in der Ferne. Nach der Art Gottfrieds, in der sich Hitze des Bluts mit Verständigkeit mischte, überkam ihn auf einmal die Erinnerung an die frühern Mahnungen Hildebrands, daß die Zeit für einen guten Ausgang derartiger Unternehmungen in Deutschland vorbei sei, daß nur das Schicksal Jürgen Wullenwebers zu erwarten stehe, daß die protestantischen Fürsten sich am ersten dagegen erklären würden. Er sah die empörte

Stadt von einem Reichsexecutionsheere, vielleicht unter Führung der schmalkaldischen Fürsten, belagert, sah sich von neuem zu schimpflichem Tode geschleppt. Der Bauernkrieg, die Volksbewegungen in Münster und Lübeck waren sämmtlich gescheitert. Unter dem eifrigen Antriebe Luthers hatte sich nach den revolutionären Erschütterungen, die aus der ersten Gährung der Reformationszeit gefolgt waren, die Lehre vom leidenden Gehorsam gegen die Obrigkeit in allen weltlichen Dingen geltend gemacht. Luther hatte an der Seite der die Ordnung herstellenden Fürsten mit der Waffe des göttlichen Wortes gefochten, das den Christen anweist, in dem weltlichen Regimente eine Veranstaltung Gottes zu ehren. Auch aus dem Munde des ehrwürdigen Cellarius war diese Lehre (zugleich mit der Lehre unbeugsamen Trotzes in geistlichen Dingen) gegangen.

Das Andenken an die Kraftsprüche des Magisters von der Pflicht des Gehorsams gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit kam jetzt über den durch das Verhalten aller angesehenen Gemeindeglieder betroffenen Gottfried. Das niederdrückende Bewußtsein, daß wenn es Ausnahmen, wo der Aufruhr ein Recht sei, gebe, der Fall eines wegen nächtlichen Einbruchs und versuchter Entführung einer ehrsamen

Jungfrau den Gesetzen verfallnen Verbrechers nicht darunter gehöre, durchzuckte ihn.

Die Erschöpfung, die in Folge der im Kerker ausgestandnen Leiden und der wechselnden Gemüthsaffecte dieses Tages, nachdem er sie eine Weile niedergerungen hatte, ihm Leib und Seele durchdrang, gab den ihn überstürzenden Eindrücken doppelte Kraft. Doch die Wirkung war nicht Schlaffheit, sondern gesteigerte Thätigkeit, zugleich aber schneller entschlossner Rücktritt von dem zuerst gehegten Plane, oder doch eine Beschränkung und Herabstimmung desselben, die einen zuverlässigern, dauerndern Erfolg zu versprechen schien. Er eilte, so rasch es seine Ermattung zugab, den beiden wohlhabenden Bürgern, die bis jetzt von Neugier zurückgehalten, im Begriffe standen, sich ebenfalls leise davonzumachen, nach und zog die sich halb Sträubenden in die Mitte des Volkskreises um ihn her zurück. Seine überhandnehmende Mattigkeit zwang ihn, sich während der Rede, die er jetzt hielt, auf einen der von ihm Herbeigezogenen zu stützen. Im Uebrigen besiegte er mit der Macht des Geistes die leibliche Schwäche. Seine Rede war fest, laut; man konnte weder die Anstrengung, noch den Verdruß merken, die sie ihm kostete. Wir sind Herren der Stadt, sprach er; aber laßt uns die Gewalt, die Gott in unsre Hände gegeben hat, nicht mißbrauchen.

Der Augenblick der ersten Hitze ist jetzt vorüber, und es ist des Mannes nicht unwürdig, auf einen bessern Gedanken, den ihm Gott eingiebt, einzugehen. Ich schäme mich des Bekenntnisses nicht, daß mir solch bessrer Gedanke gekommen ist. Laßt uns als Männer zusammenhalten und was uns von Gott und Rechtswegen zukommt, behaupten; aber laßt es uns mit dem geringsten, billigsten Maaße messen und dadurch der Welt beweisen, daß wir nur nothgedrungen zur Gewalt geschritten sind; laßt uns den Streit, wenn es unsern Gegnern genehm ist, in gegenseitiger Nachgiebigkeit ausgleichen. Selig sind die Friedfertigen, sagt der Herr. Diese Männer (er wies auf die beiden Wohlhabenden und drei andre in seiner Nähe) ernenne ich zu meinem Beirathe und schlage ihnen vor, daß sie mit mir auf das Rathhaus gehen und unsre Bedingungen vorlegen. Er nannte außer Aufhebung des ergangnen Gerichtsspruches und Vergebung für Alle, die sich an dem Klostereinbruche (denn sogar in dieser Stunde des Dranges dachte seine Freundschaft an Albrecht und dessen mögliches Interesse) so wie an dem heutigen Aufstande betheiligt hätten, nur volle Freigebung des evangelischen Gottesdienstes unter Einräumung einer Kirche für dessen Feier und als bescheidnen Zusatz ein paar geringe Aenderungen in der Verfassung der Stadt zu Gunsten der Gemeine.

Selbst die zwei Wohlhabenden erklärten, daß man weniger nicht verlangen könne und, wenn man das Anliegen in geziemender Form vortrage, eine friedliche Ausgleichung zu gewärtigen stehe. Gottfried befahl, Meister Hildebrand und andre Häupter der Gemeine herbeizurufen, um die Deputation an den Rath zu verstärken. Er hieß ihnen melden, worauf sich die Bürgerschaft beschränken wolle, und setzte sich, bis sie ankamen, matt auf die Stufen, die um den Marktbrunnen liefen. Meister Hildebrand war nicht aufzufinden gewesen, doch einige Andre, die anlangten, erklärten sich mit den Vorschlägen Gottfrieds einverstanden. Ein paar Schreier aus dem niedern Volke, die sich damit nicht zufrieden geben wollten, fanden bei der durch den Umschlag Gottfrieds verdutzten Menge keinen Anhang. Dieser entschuldigte sich, selber nicht mit auf das Rathhaus gehen zu können. Seine Kraft war zu Ende; schwer athmend saß er an den Brunnen gelehnt.

Als die Abgeordneten der Gemeine vor den bestürzten Rath kamen und die Forderungen der unten versammelten Bürger vorlegten, athmete dieser, der ein so friedliches und gemäßigtes Verfahren und so billige Ansprüche nicht erwartet hatte, wieder auf. Ja, in Paff erwachte gerade durch diese Mäßigung der in augenblicklichem Schrecke gedämpfte Hochmuth

und herrschgewohnte Uebermuth von neuem und er fuhr die Abgeordneten mit barscher, drohender, schimpfender Grobheit an. Die andern Rathsherrn stimmten ihm nun zwar in der Besorgniß, daß ein Hauch die Flamme des Aufstandes wieder zu verderblicher Gluth anblasen könne, nicht bei. Die Mäßigung der Aufrührer erschien denselben wie ein ungehofftes, unerklärliches Glück, nicht als etwas, das aus der Natur der Verhältnisse hervorgehend eine irgend sichre Gewähr, um darauf zu trotzen, biete. Doch mangelte ihnen bei dem Uebergewichte, womit Paff auch auf dem Rathe drückte, und der lähmenden Nachwirkung ihres durch den Aufruhr erregten Schreckes die Fassung und Geistesgegenwart, um den Uebermuth des heftigen Mannes zurückzuweisen. Zacharias aber konnte sich in seinem Abscheue wider den von den Bürgern gewagten Eingriff in die gerichtliche und gesetzliche Ordnung sogar der zornigen Einstimmung in die Schmähungen Paffs nicht enthalten. Nur Hubertus, von der Größe seiner Furcht getrieben, stotterte einige begütigende Worte, die von dem auf die bescheidne Gegenrede der Bürger nur noch lärmender auffahrenden Paff nicht beachtet wurden.

Da erhob sich Spillner von seinem Sitze. — Derselbe war erst heute Morgen, nachdem er sein letztes Nachtquartier bei einem befreundeten Edelmanne der

Nachbarschaft genommen hatte, von dem Hoflager des Churfürsten heimgekehrt. Er war erst nach Ausbruch des Aufstandes im Rathe angelangt, hatte bisher scheinbar theilnahmlos gesessen und nur, bald nach seinem Eintritte, mit schneidender Kälte seine Verwunderung ausgesprochen, daß man in so ungünstigem Zeitpunkte einen so aufreizenden Schritt, wie die Hinrichtung Gottfrieds, gewagt habe und diesen nicht lieber, wenn man keinen andern Ausweg finden können, aus seinem Kerker habe entschlüpfen lassen; in die Stadt würde der Entsprungne sich dann doch nicht wieder getraut haben. Die Maßregeln des Widerstandes wider den sich heranwälzenden Aufruhr, die Paff in Vorschlag brachte, hatte er eben so kalt und schneidend für hoffnungslos und, was noch schlimmer sei, für kindisch erklärt.

Jetzt erhob er sich und übte, als er so still und unbeweglich, ehe er zu sprechen anfing, mit gesenkten Augen stand, jene stille Gewalt auf die Anwesenden und selbst auf den noch fortlärmenden, doch sich dabei stotternd verwirrenden und nach und nach knurrend verstummenden Paff aus, die er zu üben gewohnt war.

Es scheint mir, begann Spillner, daß keinem Mitgliede des Rathes das Recht zusteht, vor gepflogner Berathung über die Vorschläge der Gemeine als Sprecher für uns aufzutreten oder auch nur seine

persönliche Meinung zu äußern. Doch da ein der Bürgerschaft feindlicher Redner sich das erlaubt hat, mag das Gleiche auch mir vergönnt sein; schon damit die Gemeine erfahre, daß auch mildere Gesinnungen gegen sie im Schooße des Rathes herrschen.

Die Stunde ist da, fuhr er mit einer gewissen Feierlichkeit fort, wo ich mich zur Ablegung eines ernsten Bekenntnisses vor Rath und Bürgern gedrungen fühle. Ich komme, wie ihr wißt, von Wittenberg, vom Hofe des Churfürsten. Ich habe dort den Gottesmann Luther predigen hören und seine Lehre eigentlich erst kennen lernen. Es ist hier nicht Ort noch Zeit, euch meine Bekehrungsgeschichte in ihrem Verlaufe ausführlich vorzutragen; auch darf ich mich keiner mir zu Theil gewordnen besondern Erleuchtung rühmen; doch habe ich nicht bloß gefunden, daß die neue Lehre Vieles beseitigt, dem schon die bloße Vernunft nicht beipflichten kann, sondern auch mit denjenigen Urkunden, welche als die sicherste Quelle unsrer allerheiligsten Religion anzusehen sind, mehr übereinstimmt. Ich führe dieses nicht an, um mich wegen des Wechsels in meiner religiösen Ueberzeugung zu rechtfertigen, wozu ich mich keinem Menschen gegenüber verpflichtet halte; mein Wunsch ist bloß, euch diesen Wechsel erklärlich zu machen, besonders aber auch andre meiner Amtsgenossen zu einer gleichen ernst-

lichen Prüfung einzuladen; einer Prüfung, der ich mich schon früher hätte unterziehen sollen, da es vorzugsweise den Lenkern eines Gemeinwesens obliegt, sich über das, was ihre Zeit im Tiefsten bewegt, gründliche Rechenschaft zu geben.

Er hielt einen Augenblick inne, als wolle er die in allen Mienen zu lesende Ueberraschung, Verwunderung, Betroffenheit sich erst etwas setzen lassen; vielleicht auch weil nichts die Wirkung einer Rede so wie eine mitten in höchster Spannung der Hörer angebrachte Pause zu steigern und den darauf folgenden Worten Nachdruck zu geben geeignet ist. Genug, sprach er zu den Abgeordneten der Gemeine gewandt: ich komme nicht als der nämliche wieder, der ich gegangen bin. Ich ging als ein Verfolger und kehre als ein Freund der Freunde des Evangeliums zurück. Ihr könnt daher bei euern die Freigebung des Wortes Gottes betreffenden Vorschlägen auf meine wärmste Befürwortung im Rathe zählen. Auch euer Verlangen, daß wegen der heutigen Vorfälle, sowie wegen des Klostereinbruches wider niemand eine Verfolgung stattfinden und alle deshalb schon erkannte Strafe aufgehoben werden möge, soll an mir, der ja selber für die Heiligkeit eines Klosters nicht mehr schwärmt, einen Fürsprecher haben. Im Uebrigen haltet euch ruhig und erwartet in Geduld,

was eure Obrigkeit beschließen wird. Ermahnt eure Genossen, das Gleiche zu thun; sagt ihnen, daß sie in Zukunft, was auch der Rath über ihre weitern Forderungen entscheiden mag, eines Vertreters in demselben hinsichts jeder begründeten, in gesetzlicher Form vorgebrachten Beschwerde nicht ermangeln sollen.

Das überraschte Staunen, das der Bericht der Abgeordneten unten bei den Bürgern zur Folge hatte, konnte nur durch dasjenige überboten werden, welches oben noch lange, nachdem die Deputation der Gemeine wieder abgetreten war, in der Versammlung des Rathes herrschte. Paff schien von der Erklärung Spillners in den grausamsten Wirrwarr gestürzt. Wenn man so etwas erleben muß, weiß man freilich nicht, ob man selber noch an Gott glaubt, flüsterte er mit einem ängstlichen Stoßseufzer. In mehreren Rathsherrn regte sich die Sorge, daß Spillner, ungeachtet seiner Ermahnung an die Bürger zu Geduld und Ruhe, die Rolle eines demagogischen Hauptes der Gemeine für sich im Auge habe und die Bürgerschaft von nun an nicht bloß auf Kosten des Rathes begünstigen, sondern wohl gar zu immer weiter greifender Anmaßung aufmuntern werde. Aber dieser erklärte sich bei eröffneter Berathung nur in den Punkten für Nachgiebigkeit, wo er es schon gegen die Abgeordneten der Bürger gethan hatte. Von Ein-

willigung in irgend eine Abänderung der Verfassung, auch die geringste und unbedeutendste, von Verzichtleistung auf irgend ein Recht des Rathes wollte er nichts hören; — er bestand darauf, daß man in dieser Hinsicht keine Spanne breit weichen dürfe. Man müsse bei dergleichen Vorkommnissen mit sichrem Blicke abwägen, inwieweit die erhobnen Ansprüche von der Strömung der Zeit und der Gunst der Umstände emporgetragen würden. Das sei nur, insoweit die Bürgerschaft auf Freigebung der protestantischen Predigt dringe, der Fall. Jene Strömung gehe nach der andern Seite nicht minder stark auf Befestigung bürgerlich-obrigkeitlicher Ordnung, und eben, daß die Anforderungen hinsichts Erweiterung der politischen Rechte der Bürgerschaft so bescheiden und niedrig gestellt wären, sei der beste Beweis, daß die Aufrührer in dieser Hinsicht an sich selber irre seien. Darauf dürfe man fußen; und übernehme er es, wenn man ihm die Kundmachung des Beschlusses an die Bürger anheimgebe, diese ihrerseits für Nachgiebigkeit und Gehorsam zu stimmen.

Sein Anerbieten wurde, man möchte sagen, mit gierigen Händen vom Rathe ergriffen. — Jetzt sei es an der Zeit, bemerkte Spillner, wenigstens den Anschein einer beabsichtigten verzweifelten Gegenwehr anzuordnen. Er vertheilte die vorfindlichen Raths-

diener, deren jedem er eine Hakenbüchse oder sonst ein Feuergewehr aus der Gewehrkammer des Rathhauses reichen ließ, an die Fenster und gebot ihnen, auf ein gegebnes Zeichen mit brennenden Lunten vor die Brüstung zu treten. Auch ließ er die Sperrung des Hauptthores auf geräuschvolle Weise durch Vorwälzen und Schieben einiger in der untern Flur des Rathhauses liegenden Kisten verstärken. Dann trat er, von einigen andern Rathsherren begleitet, auf den Altan des Rathhauses hinaus.

Die Nachricht, daß Spillner jetzt in Sachen der Religion zu den ihrigen gehöre, hatte unter den Bürgern einen solchen Eindruck zu seinen Gunsten hervorgebracht, daß er, wenn auch nicht mit lauten Aeußerungen des Beifalls, doch mit unverkennbar wohlwollender Stimmung empfangen wurde. Nicht bloß der Ausdruck der Blicke, die sich nach dem Altane hinauf wandten, sprach dafür; auch die Art des Murmelns, das durch die dichten Reihen lief, sich jedoch bald in tiefes, lauschendes Schweigen verlor. Spillner verkündigte als Beschluß einer hohen Obrigkeit zuvörderst ein aus gewohnter väterlicher Nachsicht und Milde ertheiltes Vergeben und Vergessen aller und jeder Theilnahme sowohl an dem Klostereinbruche als an den heutigen Vorfällen und daß niemand aus dem einen oder andern Grunde in Zukunft zur Ver-

antwortung gezogen oder einer etwa schon erkannten Strafe unterworfen werden solle. Hieran schloß sich die Eröffnung, daß den Bekennern der protestantischen Lehre zwei von Spillner genannte Kirchen zu ihrem Gottesdienste eingeräumt und die Prediger daran auf Kosten der Stadt besoldet werden sollten. Auf weitre Zugeständnisse könne der Rath nicht eingehen und sei (die bewaffneten Rathsdiener traten hier in die Fenster) eher zum Widerstande auf Tod und Leben entschlossen. Doch solle darum nicht in Abrede gestellt werden, daß erhebliche Mißbräuche in die Verwaltung eingeschlichen seien, und gebe er den Bürgern sein Wort, daß alles zu deren Abstellung Erforderliche geschehen solle.

Die heldenmüthige Entschiedenheit, womit er den Entschluß des Rathes, etwas Weitres nicht gewähren zu wollen, versicherte, die Freundlichkeit, womit er die Bürger als seine lieben Glaubensgenossen zum Gehorsam gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit mahnte, das Vertrauen, das er durch seinen kirchlichen Uebertritt in seine künftige Fürsorge für die Interessen der Gemeine erweckt hatte, nahm auch den Wildesten und Böswilligsten die Lust wie den Muth, die Sache auf's Aeußerste zu treiben. Wenn es euch genehm ist, sagte Spillner, euch dem Willen des Rathes und eurer Pflicht zu fügen, so erklärt dies

durch den Mund eurer Abgeordneten kurz vom Markte herauf, damit der Beschluß des Rathes über die Zulassung des evangelischen Gottesdienstes und die gewährte Begnadigung urkundlich abgefaßt und euch eine Ausfertigung der Urkunde zugestellt werde.

Wohl war es für Gottfried nicht erwünscht, daß die Gelegenheit, einige Zugeständnisse hinsichts größerer Theilnahme der Gemeine am Regimente der Stadt zu erlangen, so ungenutzt entschlüpfen solle. Aber er fühlte sich zu gebrochen, um dem imponirenden Einflusse Spillners die Spitze zu bieten, und stimmte selber dafür, auf dessen Vorschlag einzugehen.

Die Urkunde wurde nach von unten erklärter Einwilligung abgefaßt und mit dem großen Rathssiegel besiegelt. Dieselbe in der Hand erschien Spillner auf dem Altane, sie der Gemeine vorzulesen. Er hatte aus dem Rathskeller einen Krug Rheinweines bringen heißen. Laßt uns, sprach er, diese unruhigen Störungen mit einem friedlichen Ehrentrunke beenden! Im Namen Gottes und seines heiligen Wortes, rief er, trinke ich auf die freie Predigt des Evangeliums in unsrer Stadt und das Gedeihen des hohen Schmalkaldischen Bundes; in eurem und eurer von Gott bestellten Obrigkeit Namen auf die Wiederherstellung unsrer Eintracht!

Allgemeiner Jubel wogte durch die Reihen der

Bürger. Mützen wurden geschwenkt oder flogen in die Höhe. Meister Hildebrand war aus seinem Verstecke hervorgekommen und stand, die hellen Thränen in den alten Augen, mit dankend zu Gott gefalteten Händen.

Der alte, fromme, friedliche Mann wurde vom Rathe unter froher Beistimmung der Bürger als oberster Vorsteher des einzusetzenden protestantischen Kirchenrathes bezeichnet und mit Verwahrung der über den Beschluß des Rathes aufgenommenen Urkunde beauftragt. Bei weitem nicht so zufriedengestellt und beruhigt fühlte sich Gottfried. Namentlich was seine eigne Zukunft anging, konnte er sich der trübsten Besorgniß nicht entschlagen. Er fürchtete, daß der Rath, obwohl derselbe für den Augenblick auf die gegen ihn erkannte Strafe verzichten müssen, doch jeden Vorwand, der sich nur finde, benutzen werde, um später einmal an ihm Rache zu nehmen. Je mehr sich seine Kräfte wieder stärkten, um so mehr war er versucht, sich die von ihm bewiesne Mäßigung gereuen zu lassen.

Da wurde er eines Abends zu Spillner gerufen und schwankte, ob er der Ladung folgen solle, hinter der ihm nichts Gutes zu lauern schien. Selbst der freundliche Empfang, den er erfuhr, machte ihn nicht ganz sicher, da er das Wesen Spillners genug zu

kennen glaubte, um das äußre Bezeigen nicht als untrügliches Pfand für die innre Absicht anzunehmen. Aber im Verlaufe des Gespräches gelang es dem staatsmännischen Rathsherrn, diese trüben Wolken zu zerstreuen. Er sagte, daß er Gottfried als den Verständigsten in der Gemeine habe rufen lassen, um sich mit ihm wegen der etwaigen vorhandnen Uebelstände und Mißbräuche und deren Abstellung zu besprechen. Er hörte dem, was ihm Gottfried mittheilte, aufmerksam horchend zu, gab ihm in Mehrerem recht, bestritt in Andrem dessen Angaben und Meinungen mit milder Gründlichkeit, machte seine höhere Bildung, Weltumsicht und Geschäftskenntniß in einer Weise geltend, welche Gottfried nicht verletzte, es ihm vielmehr schmeichelhaft machte, daß ein solcher Mann sich bei ihm Rathes erhole und so vertraulich mit ihm über die wichtigsten Angelegenheiten der Stadt verkehre; er entließ den Sattlermeister endlich mit der Bitte, ihm ferner mit gutem Rathe zur Seite zu stehen, und bezeichnete ihm diese Abendstunde als die Zeit, wo er ihn gewöhnlich zu Hause und immer ein offnes Ohr bei ihm finden werde. Gottfried ging nicht bloß erleichterten Herzens, nicht bloß über die Gesinnung des einflußreichsten Magistratsgliedes gegen ihn und dadurch über seine Zukunft außer

Sorge gesetzt, sondern mit einem stolzen selbstzufriednen Bewußtsein und dabei in den entschiedensten, sich willig unterordnenden Anhänger Spillners verwandelt.

Fünftes Kapitel.

Die Macht, die jetzt Spillner über Magistrat und Gemeine übte, konnte fast dictatorisch genannt werden, obschon sie sich, und zwar noch mehr im Verhalten zur Gemeine als zum Rathe, hinter gefälligen Formen verbarg und er sich vor wie nach mit der bescheidnen Stellung und Würde des bloßen Rathsherrn begnügte. Diese Macht stand um so fester, weil sie durchaus keinen demagogischen Charakter an sich trug, sondern nur auf altbestehenden Verhältnissen zu ruhen schien, ebendarum aber der Neubekehrte sich der höchsten Gunst der schmalkaldischen Bundeshäupter erfreute. Wohl sah er sich, zumal bei nicht immer regelmäßigem Kirchenbesuche, von der übeln Nachrede verfolgt, nur aus politischen und selbstsüchtigen Gründen zur Fahne der neuen Kirche geschworen zu haben. Seine Gegner und Mißgünstigen flüsterten sich zu,

daß er bei seiner Anwesenheit am Hofe des Churfürsten seinen Uebertritt als Preis für die erlangte Belehnung zugesagt habe. Andre erinnerten an eine schon vor seiner Abreise bald nach dem Sturze des Herzogs gethane Aeußerung Spillners, als sie sich mit ihm über die Folgen dieses Sturzes besprochen hätten: man könne eine zur Uebermacht gelangende Bewegung sich nur dadurch dienstbar machen, daß man sich an ihre Spitze stelle.

Doch that dies dem Ansehen des neuen Stadthauptes keinen Eintrag. Auch hielt sich nicht bloß Gottfried, sondern die Mehrheit der protestantischen Bürgerschaft überzeugt, daß Spillner kein bloßer Heuchler sei; und wie nicht selten hatte hier die Gunst mit schärfern Augen als die Ungunst geblickt. Spillner war nicht ohne religiöses Bedürfniß; schon längst hatte ihn manches in der neuen Lehre als ansprechend getroffen, besonders der Wegfall der priesterlichen Vermittlung zwischen Gott und dem Menschen. Er hatte einen steigenden Widerwillen empfunden, sich dieser Vermittlung zu unterwerfen; wobei wir nicht leugnen wollen, daß vornehmlich sein Stolz hierzu beitrug, der ihm jede Demüthigung außer vor dem Einen und Höchsten, vor dem er sein Nichts fühlte, lästig machte, weshalb er schon früher der Verpflichtung zur Ohrenbeichte nur oberflächlich nachgekommen war und eine

heimliche Genugthuung darin gefunden hatte, dies dem Priester, dem er beichtete, fühlen zu lassen. Ein innres Unbehagen war aber davon zurückgeblieben, das allerdings nicht so tief ging, um im Wirbel der Geschäfte und des Weltlebens lange nachzuklingen. Doch hatte er wirklich seit einiger Zeit und noch ehe er den Anspruch auf jenes sächsische Lehn gefaßt hatte, wenn auch vorwiegend als Staatsmann, die kirchliche Frage in nähere Erwägung gezogen, war auch von der Predigt Luthers, die er in Wittenberg hörte (einer so gewaltigen, wie sie der Reformator nur je, selbst in seinen besten und frischesten Tagen, gehalten hatte), ungewöhnlich ergriffen worden. Demungeachtet würde Spillner vielleicht nie dahin gekommen sein, sich zur neuen Lehre zu bekennen, wenn dieses Bekenntniß nicht zugleich sein persönliches Interesse gefördert und sich als ein Akt staatsmännischer Klugheit erwiesen hätte.

Doch wie es sich auch mit der Aufrichtigkeit seines kirchlichen Ueberganges verhalten mochte, das von ihm gegebne Beispiel fand selbst im Schooße des Rathes, als wäre eine ansteckende Kraft davon ausgegangen, erst einen, dann ein paar, dann mehrere Nachfolger, so daß die Bekenner der protestantischen Lehre sich nach einiger Zeit auch hier in der Majorität sahen. Es war wohl nicht bloß das Beispiel

Spillners, was dazu hintrieb. Sonstige Umstände wirkten vorbereitend und unterstützend mit. An der kirchlichen Altgläubigkeit des Einen hatte schon früher seine protestantisch gesinnte Haushälterin, die ihm als Wittwer die Wirthschaft führte, gerüttelt; ein Zweiter wurde durch eine Predigt des in die Stadt zurückgekehrten Magister Cellarius gewonnen, die er besucht hatte, um doch auch einmal zu hören, was an der Sache sei, der ein so kluger Mann, wie Spillner, das Wort rede. Bei Allen war es zugleich ein allgemeiner Zug, wodurch sie bestimmt wurden. Noch war der Protestantismus die herrschende Richtung der Zeit, noch der Rückschlag nicht eingetreten, den bald darauf das verjüngte Emporraffen der alten Kirche veranlassen sollte. Eine Hauptrichtung dieser Art ist aber eine Gewalt, welche die Ueberzeugung der Geister ohne deren Willen und Bewußtsein zu bestimmen pflegt. Auch unsre Rathsherren hatten ihr nur so lange zu widerstehen vermocht, als sich die Fluth der neuen Geistesströmung nicht in ihren eigensten Lebenskreis übermächtig eingedrängt hatte. Jetzt wo der protestantische Geist nicht bloß in der Stadt, sondern auch in deren Umgebung, weit über die Lande des Herzogs hin, waltete und gleichsam die ganze Luft bis zum Rande des Horizontes davon geschwängert war, jetzt wo dieser Geist auf den Sitzen der Rathsstube

seine Stimme mit dem Ansehn und der Autorität eines Spillner erhob, war die Kraft ihres Widerstrebens gebrochen.

Unter diejenigen, die jenem allgemeinen Zuge und der von Spillner ausgehenden Anregung nachgaben und jetzt am Sonntage Morgens, ein Gesangbuch unter dem Arme, auf dem Wege nach der Kirche, welcher Magister Cellarius vorstand, gesehen wurden, gehörte auch der Bürgermeister Hubertus Breitinger. Doch möchte er sich schwerlich so bekehrsam gezeigt haben, wenn er nicht gerade damals von seinem häuslichen Hemmschuhe entbunden worden wäre, von der Last des Ehejoches, unter dem er so viele Jahre geduldig gekeucht hatte. Frau Katharine war nicht mehr.

Die Nachricht von der unterbrochnen Hinrichtung hatte erst wohlthätig auf die Kranke gewirkt; doch der Schreck über das Gebrüll des Aufruhrs, das bis in ihr Krankenzimmer erschollen und wobei der geängstigte Pater, um sich zu bergen, unter ihr Bette gekrochen war, hatte sie alsbald in neue heftigere Krämpfe zurückgeworfen. Sie war seitdem nicht wieder zu Kräften gekommen und wurde eines Abends, nachdem man einen gellenden Schrei aus ihrem Zimmer vernommen hatte, todt in den Armen des Paters gefunden.

Der Bürgermeister selber überbrachte an Agnes

die Trauerbotschaft und holte sie am Tage darauf zur Beerdigung der Mutter aus dem Kloster ab. Er erklärte, als man vom Kirchhofe zurückkam, daß er Agnes nicht wieder in's Kloster senden, sondern als Trost und Freude seines Alters bei sich behalten wolle. Noch hatte Schellhorn der Priorin verborgen zu halten gewußt, daß sie von ihm wegen des Testamentes Frau Katharinens hintergangen worden sei und ein solches Testament gar nicht existire; doch mußte er gewärtigen, daß sie in nächster Zeit davon Kenntniß erlangen und nicht bloß in den heftigsten Zorn wider ihn gerathen, sondern auch Agnesen, selbst wenn Hubertus sie im Kloster lassen wolle, nicht länger darin dulden werde. Dennoch bekämpfte er in der Hoffnung, mit Frau Aloysien schon in's Reine zu kommen und sie durch Vorhaltung ihrer Pflichten gegen die Kirche zu zähmen, die Absicht des Bürgermeisters. Aber seine Vorstellungen trafen bei letzterem auf eine Festigkeit des Entschlusses, die den Dominikaner belehrte, daß der Leichenschmaus, zu dem heute die Schüsseln und Kessel in der bürgermeisterlichen Küche dampften, zugleich das Leichenfest seiner Herrschaft in diesem Hause sei. Er hatte dem Vorhaben des Bürgermeisters um so eifriger widerredet, als er voraussah und auch Aloysien begreiflich zu machen hoffte, daß die Rückkehr der ketzerischen Tochter, bei

deren stadtkundigem Einflusse auf das Gemüth des Vaters, diesen früher oder später in den sich täglich verdickenden Schwarm der Neuerer führen und dem der Priorin nicht viel weniger als ihm selber verhaßten Cellarius ein Haus öffnen werde, worin Schellhorn bisher ein Hauptbollwerk des von ihm verfochtnen alten Kirchenthums wie seiner persönlichen Bedeutung gefunden hatte. Seine Besorgniß war, wie sich bald auswies, begründet gewesen. Agnes und Cellarius kamen schon am nächsten Sonntage nach dem Schlusse des Gottesdienstes, wo der aus der Sacristei wieder hervor getretne Magister die noch vor ihrem Sitze auf den Ablauf der Gemeine wartende Agnes anredete, in persönliche Berührung und Verbindung, die bald einen sehr traulichen, innigen Charakter annahm und den Ein- und Ausgang des Magisters und seiner Familie im Hause des Bürgermeisters zur Folge hatte. Die gemeinsame Bekanntschaft mit Albrecht, die dankbare Erinnerung an diesen bei dem Magister und all den Seinigen, die Erbauung, die Agnes in den Predigten wie in der Unterhaltung des ehrwürdigen Cellarius fand, vermittelten eine so schnelle und vertrauliche Annäherung. Wie hätte aber Hubertus dem von der stillern Einwirkung Agnesens unterstützten Andringen des Magisters auf seine Bekehrung lange widerstehen sollen, selbst wenn die An- und Nach-

ziehungskraft, die der Uebertritt Spillners im Rathe übte, nicht hinzugekommen wäre.

Mit Bewilligung des Vaters schrieb Agnes an Albrecht. Sie hatte dessen Abgang nach Algier von Hubertus erfahren, den seine auf alle Kriegsbegebenheiten gespannte Aufmerksamkeit in die Zusammensetzung des kaiserlichen Heeres und die Namen der dabei befindlichen Obristen und Hauptleute, wenigstens derer von deutschem Stamme, auf das gründlichste eingeweiht hatte. Albrecht mußte, wenn er gerettet war, wieder heim sein; doch der unglückliche Ausgang des Feldzuges ließ das Schrecklichste fürchten. Ihr Herz schlug in angstvoller Spannung; sie zählte die Minuten bis zu dem Tage, wo nach ihrer Berechnung (denn sie erinnerte sich von ihrem früheren Briefwechsel mit Albrecht her, wie viel Zeit ein Brief zwischen der Reichsstadt und Lindenstein brauche) die Antwort eingehen konnte. Sie wußte durch Albrecht, daß eine große Poststraße dicht unter dem Schlosse hinlaufe, auch im dazu gehörigen Städtchen ein Posthaus liege, wo die Post die Pferde wechsle, daß daher die Bestellung so pünktlich zu hoffen sei, als sich nach der Unregelmäßigkeit des damaligen Postverkehrs überhaupt erwarten ließ. Wer beschreibt daher ihre Niedergeworfenheit, als Tag auf Tag über die weiteste Ausdehnung der von ihr be-

rechneten Frist hinaus verstrich und keine Antwort eintraf.

Sie schrieb zum zweiten Male. Konnte Albrecht nicht durch ungewöhnliche Umstände auf der Rückreise verzögert worden sein? konnte er nicht später Lindenstein wieder verlassen und ihr ihm nachgesandter Brief ihn noch nicht erreicht haben? konnte der Brief nicht verloren gegangen sein? — Sie schrieb, als auch jetzt keine Antwort kam, schon fast gewiß, daß sie an einen Todten schreibe, zum dritten Male.

Die Briefe waren in Lindenstein richtig angelangt und dem alten Hausmeier Gumprecht zugestellt worden. Dieser, der umsonst in seiner Verlegenheit den auf Dinge außerhalb seines Berufskreises nur zerstreut hinhörenden Amtmann anging, wußte sich keinen Rath damit. Er kannte aus Aeußerungen Herrn Christophs und Albrechts und noch mehr aus Kaspars ausführlicheren Mittheilungen das Liebesverhältniß mit Agnes; Kaspar hatte ihm von dem Einbruche in's Kloster und dem Auffinden der Leiche Agnesens erzählt. Briefe aus der Reichsstadt, die von der absendenden Post auf dem Umschlage als Ort des Abgangs bezeichnet war, mußten also für seinen lieben jungen Herrn von Werthe und Wichtigkeit sein; noch immer konnte er die Hoffnung auf Herrn Christophs und Albrechts Rückkehr nicht auf-

geben, an so dünnem Faden sie auch noch hing. In dieser Hoffnung, die sich ja nächstens entscheiden mußte, glaubte er nichts Bessres thun zu können, als die eingegangnen Briefe so sorgfältig als möglich zu verwahren. Er legte dieselben daher in dem von Schlössern und Riegeln wohlbeschützten Gewölbe, das zum Haus- und Gerichtsarchive benutzt wurde, in dem Winkel eines Repositoriums nieder, wo der gute geizige Alte hinter unscheinbaren Acten seine eignen Ersparnisse zu bergen und sicher zu stellen pflegte.

Wenige Tage nach Ankunft des dritten Briefes ritt Gumprecht zum Jahrmarkte in der zunächst gelegnen Stadt und traf in dem Wirthshause, wo er einkehrte, mit einem wandernden Landsknecht zusammen, der, wie er erzählte, unter dem deutschen Fußvolk in Afrika mit gedient hatte. Der Kriegsmann versicherte auf Gumprechts Erkundigung nach dem Obristen Holm und dessen Sohne in gutem Glauben, daß er das Schiff, worauf sich beide befunden, auf der Rückfahrt an einem aus dem Meere ragenden Felsenriffe habe scheitern und mit Mann und Maus einen Raub der Wellen werden sehn. Er hatte im Abenddunkel und der Verwirrung des Sturmes ein andres Schiff damit verwechselt; doch meinte er noch im Augenblicke des Scheiterns den alten Obristen auf dem Verdecke erkannt zu haben. Das Ausbleiben

Christophs und Albrechts, das er jetzt durch Gumprecht erfuhr, bestätigte ihn vollends in seiner Wahrnehmung, deren er sich so sicher hielt, um sie mit Schwüren und Flüchen betheuern zu dürfen. Der bejahrte treue Diener hatte sich schon unpäßlich troß des nebelkalten Spätherbstwetters nach dem Jahrmarkte aufgemacht, weil er die Gelegenheit zu einem vortheilhaften Handel für den seiner Obhut anvertrauten und ihm beim Abgange Christophs besonders empfohlnen Marstall des Schlosses nicht versäumen wollte. So herabgestimmt seine Hoffnung auf die Rettung seines alten Herrn und lieben Junkers gewesen war, wurde er von der nunmehr erlangten Gewißheit und der anschaulichen Schilderung des Augenzeugen ihres Unterganges dermaßen erschüttert, daß sich sein Unwohlsein bedenklich verschlimmerte. Todtkrank, daß man ihn vom Pferde heben mußte, kehrte er nach Lindenstein zurück. Er selber hielt sein Uebel nur für leicht, ebenso der Barbier des Dorfes, der einzige ärztliche Beistand, zu dem er bei dergleichen seine Zuflucht zu nehmen pflegte. Doch schon am nächsten Morgen verfiel er in eine Bewußtlosigkeit, aus der er nicht wieder zu sich kam, und verschied, ohne eine Anordnung wegen seiner Hinterlassenschaft oder der von ihm verwahrten Briefe treffen zu können. Weder das aufgesparte Geld des Alten

noch die Briefe Agnesens wurden bei der Versiegelung seines Nachlasses durch die Gerichte gefunden.

Sechstes Kapitel.

Unsrem Hubertus (wie er denn seines werthen Selbst nie ganz zu vergessen liebte) war die Aussicht, seine Agnes von Albrecht kraft Gattenrechtes aus seinen Armen in weite Ferne entrückt und sich ihrer zarten, treuen Pflege beraubt zu sehen, eigentlich gar nicht angenehm gewesen. Insofern kam es ihm trotz allen eignen Wohlgefallens, das er an dem jungen Holm genommen hatte, nicht unerwünscht, als auf die wiederholten Schreiben alles stumm in Lindenstein blieb und er einen Liebesverkehr für abgebrochen halten durfte, den er mehr aus väterlicher Schwäche als aus beistimmender Freude daran gebilligt und gefördert hatte. Demungeachtet ging seiner bei aller Selbstsucht vorhandnen Gutmüthigkeit und zärtlichen Liebe für Agnes der Anblick ihres Schmerzes, ihrer schon in die Hoffnungslosigkeit des Grames übergehenden

Seelenspannung zu nahe und er litt in seinem Bedürfnisse nach Heiterkeit und Liebkosungen von ihrer Seite unter ihrem starren schweigenden Verhalten selber zu viel, als daß er nicht auf Mittel hätte denken sollen, ihr Hülfe und Erleichterung zu schaffen. Er erbot sich also, eine Art von amtlicher Anfrage an den Magistrat jener nahe bei Lindenstein gelegenen Reichsstadt, der nämlichen, auf deren Jahrmarkte sich der alte Gumprecht den Tod geholt hatte, wegen Albrecht Holms und der Nachrichten, die man von ihm habe, zu senden. Auch war es nicht nur Mitleid mit Agnes und der Wunsch, diese wieder heitrer zu stimmen, was ihn hierzu anregte, nicht nur sein noch fortdauerndes Interesse für Albrecht, sondern auch seine Lieblingsneigung, die ihn über die deutschen Kriegeshäupter und deren Schicksale gleichsam ein genaues Register halten ließ, das er jetzt durch die eingeholten Nachrichten über das Verbleiben der beiden Holme zu vervollständigen wünschte.

Agnes, deren Thränen bei diesem Erbieten des Vaters zum ersten Male wieder flüssig wurden, drückte sich mit weinendem Danke an seine Brust. Nach einiger Zeit langte denn auch, von feierlichem Amtssiegel beglaubigt, ein Antwortschreiben des befragten Stadtrathes an. In Folge der eingezognen Erkundigungen, hieß es darin, könne kein Zweifel gehegt

werden, daß sowohl der Obrist Herr Christoph Holm von Lindenstein als dessen Sohn, der Hauptmann gleichen Namens, bei der Expedition Sr. kaiserlichen Majestät gegen Algier einen Schiffbruch erlitten und jämmerlichst im Meere umgekommen seien. Ein gerichtliches Protokoll über die Vernehmung des wandernden Landsknechtes als des Gewährsmannes dieser traurigen Meldung lag beigefügt.

So war denn die Gewißheit, auf die Agnes mit schmerzlicher Spannung geharrt hatte, da; und wirklich schien es, so hart sie diese Kunde traf, wie eine Erlösung ihres gepreßten Herzens, wie ein Odemzug aus erstickender Beklemmung, daß sie jetzt wußte, wo sie den Geliebten zu suchen hatte. Sie hätte sich einen Augenblick täuschen können, als ob ihr jetzt leichter als zuvor sei, wenn sie nicht in demselben Momente gefühlt hätte, daß erst jetzt ja Alles für sie verloren sei.

Der besorgte Hubertus mühte sich umsonst ab, ihr Trost zu gewähren; und doch nicht umsonst. Denn wenn es ihm auch nicht gelang, ihren Gram in seinem tiefsten Grunde zu heben oder auch nur zu lindern, that doch seine väterliche Liebe der Leidenden wohl und der schmerzlich freundliche Blick oder Händedruck, der jeden seiner Versuche belohnte, ließ ihn

in Erneuerung derselben, hier und da zur Belästigung seines von ihm gepflegten Kindes, nicht müde werden.

Bald gewann auch unter dem Zuspruche des frommen Cellarius ihr kräftig verständiger Sinn so viel Fassung wieder, daß sie den Geschäften des Hauswesens auf's neue mit ruhig geordneter, wenn auch theilnahmloser Thätigkeit vorstehen konnte. Sie erschien, wie sonst, des Morgens mit dem Frühstücke am Schreibtische des Vaters und zwang ein freundliches Lächeln auf ihre Wangen, wenn sie ihm guten Morgen bot; sie wirkte und schaffte wie sonst in der Küche, auf dem Speicher, im Keller. Ja, vielleicht hätte sich mit der Zeit ein erträglicher Zustand für sie in pflichttreuer Beschäftigung unter dem stillen ungestörten Genusse ihres Schmerzes entwickelt, wäre ihr wenigstens diese trübe Befriedigung, das ruhig allmälige Einleben in den Trost der Wehmuth gegönnt worden. Doch selbst diese stille Pflege ihres Grames, deren sie so sehr bedurfte, sollte ihr durch die Bewerbung Spillners um ihre Hand versagt und verscheucht werden.

Spillner, der seit einiger Zeit mit dem Gedanken umging, sich eine Frau zu wählen, entschied sich nicht bloß ihres Reichthums wegen (denn Adelheid Sellerheim war ja ungleich reicher als Agnes) für diese.

Gerade ihre Liebe und ihr Schmerz machte sie, außer der Anmuth und Verständigkeit ihres Wesens, für ihn anziehend.

Er empfand nun zwar keine eigentliche Liebe für sie, hatte auch gar nicht das Bedürfniß einer solchen, weder als eines von ihm selbst empfundnen Gefühles, noch auf Seite derjenigen, die mit ihm vor den Altar treten werde; aber wohl das Bedürfniß einer klugen, auf die Schärfe seines eignen Geistes mit sinnvoller Empfänglichkeit eingehenden Lebensgefährtin; es reizte ihn die Aussicht, eine bedeutende, lebengeprüfte, und sich doch der männlichen Stütze, die er ihr biete, weiblich anschmiegende und anbildende Persönlichkeit zur unzertrennlichen Genossin zu haben, ihren Schmerz in den Erfahrungen eines neuen reicheren Daseins, die sein Umgang, seine Verhältnisse, seine geistigen Mittel ihr zuführen würden, sich mäßigen und erlöschen zu sehen. Er zweifelte um so weniger, daß ihm dies gelingen müsse, als er seiner Natur nach an eine Tiefe des Liebesgefühles, wie sie in Agnes herrschte, nicht glaubte.

Die üble Nachrede, die unsrer Agnes noch von der nächtlichen Scene her nachschlich, wo der alte Jakob unter dem Schwerte Albrechts geblutet hatte,

schreckte ihn nicht ab. Mit bittrem Hohne wies er eines Tages die anzüglichen Bemerkungen zurück, die sich einige schwatzende Gevatterinnen in seiner Gegenwart über Agnes erlaubten. Wenn ich doch so glücklich wäre, sprach er, ein so festes Vertrauen in die Tugend meiner werthen Muhmen fassen zu können, um mich überzeugt zu halten, daß sie mit ihrem Herzenstrauten immer nur, wie Agnes Breitinger, durch ein eisernes Gitter verkehrt haben!

Es schien sogar, daß der Aerger über dieses Geschwätz auf seinen Entschluß fördernd eingewirkt habe. Denn gleich am nächsten Morgen begab er sich zu Hubertus, erkundigte sich, worauf der Ruf von Albrechts Tode beruhe, und suchte sich durch die genaueste Nachfrage, deren Gründlichkeit selbst dem harmlosen Bürgermeister auffiel, zu unterrichten, inwiefern ein Wiederauftauchen des für todt Gehaltnen noch möglich sei; eine Möglichkeit, die ihn allerdings bei seinem Plane auf die Hand Agnesens ernstlich beunruhigte. Auch versicherte ihn das, was er von Hubertus erfuhr, nicht so ganz, daß er es nicht für rathsam gehalten hätte, noch erst an einen reichsritterlichen Bekannten, der auf seinem Schlosse in Franken, kaum eine Meile von Lindenstein, hauste, um Auskunft zu schreiben. Von seiner Absicht auf

Agnes war in diesem Briefe nicht die Rede; selbst daß Agnes noch lebe, wurde von dem vorsichtigen Spillner unerwähnt gelassen. Nur eigner warmer Antheil an dem jungen Holm schien ihn zu seiner Anfrage getrieben zu haben.

Doch schon jetzt begann er, sich Agnes mehr und häufiger als früher zu nähern. Auch kann man nicht sagen, daß ihr diese Annäherung bis dahin, daß sie dieselbe als Bewerbung (wie schon längst alle Basen der Stadt) erkannte, lästig gefallen wäre. Nicht mit höfischen Artigkeiten warb er um ihre Gunst; auch hier zeigte er sich, wie er sich überhaupt zu zeigen gewohnt war, in scheinbar bescheidner, aber nur desto stolzerer männlicher Ruhe und sogar Kälte; dennoch verfehlte er die Wirkung, die er beabsichtigte, nicht ganz. Die zurückhaltende, sich niemals aufdringende und doch jeden schicklichen Anlaß, um sich an Agnes zu wenden, benutzende Freundlichkeit, womit er sich gegen diese verhielt, die klugen Gespräche über ernste und wichtige Dinge, in die er erst die Aufmerksamkeit, dann das Mitgespräch Agnesens hineinzuziehen wußte, bewährten sich als die erste wirksame Linderung ihres Schmerzes, die sie noch empfangen hatte. Seine Ansichten und Mittheilungen über die Angelegenheiten der Kirche und

Stadt, die er ihrem Gesichtskreise, diesen nach und nach erweiternd, anzupassen verstand, über die Höfe der Fürsten, die Charaktere der fürstlichen Rathgeber schlossen für Agnes eine ihr bis jetzt unbekannte Welt auf und ließen ihr den, der ihr dieselbe aufthat, in immer günstigerem Lichte erscheinen. Sie gestand sich, als er sie einst nach einem solchen, in Gegenwart des unpäßlich schweigsamen Hubertus mit ihr geführten Gespräche verließ, daß sie hier in eine Energie des Geistes, eine geistige Männlichkeit und Selbstständigkeit, eine Ueberlegenheit über Personen und Dinge geblickt habe, mit der sich Albrecht nicht hätte messen können. Sie durfte sich das gestehen; denn ihre Liebe zu Albrecht war von der Aechtheit und sichern, verständigen Kraft, die sich die Eigenthümlichkeit des Geliebten nicht zu einem erträumten Ideale hinaufzuschrauben braucht, sondern dessen Mängel, ohne an ihm irre zu werden, durchschaut und in der vollen Erkenntniß ihres Gegenstandes nur um so unerschütterlicher wurzelt. Und hier handelte es sich nicht einmal von Mängeln. Die kindliche Jungfräulichkeit des Geistes, die sie, wenn sie Albrecht mit Spillner verglich, in dem ersteren wahrnahm, erschien ihr vielmehr wie das Beste und Theuerste, was sie in dem Einzigen geliebt habe.

Alle Klugheit, alle Ueberlegenheit Spillners wurde, wie einst die körperliche jenes Riesen vor dem Hirtenknaben, davor zu Schanden.

Und als sie vollends über die wahre Absicht Spillners klar wurde, konnte in ihr eine Herzenswärme oder auch nur unbefangne Bewunderung seines Werthes keine Stätte mehr finden. So erschrickt der Wandrer, der plötzlich eine Schlange vor seinen Füßen sieht. Die Bewerbung Spillners war ihr eben um der hohen Meinung willen, die sie von seiner Geistesmacht hegte, ein Gegenstand der Furcht; sie erwiederte dieselbe durch ein ängstlich abstoßenderes Benehmen, als in ihrer Art lag, um ihm nur, so schnell sie vermochte, alle Hoffnung zu entziehen.

Doch war das gerade der Weg, seinen Stolz zu reizen. Die Scheu, daß er für abgewiesen gelten könne, die Vorstellung der geringsten, dem Spotte der Welt nach dieser Seite hin gebotenen Blöße übte auf Spillner eine Gewalt, die man nach seiner sonstigen Charakterstärke nicht hätte erwarten sollen. Der Sieg über das rasche beleidigende Abwenden Agnesens wurde jetzt für ihn eine ihm von seiner Ehre gestellte Aufgabe, nach deren Lösung er mit der Heftigkeit eines leidenschaftlichen Affectes, wenn auch eines kalt berechnenden, rang. Erst jetzt gab er sich

die Mühe, den Bürgermeister für seine Wünsche zu stimmen. Er hatte sich zwar bereits mit diesem auf einen freundlichern und vertrautern Gesprächsverkehr eingelassen, als er ihn sonst gewürdigt haben dürfte, theils um einen Vorwand für seine häufigern Besuche in dessen Hause zu finden, theils um den Verkehr mit Agnes einzuleiten. Doch hatte er dem Bürgermeister auch hierbei nur so viel Aufmerksamkeit und Schonung bezeigt, als es das Verhältniß des Hausfreundes und eine kluge Rücksicht auf die Liebe Agnesens zu ihrem Vater unumgänglich nöthig machte. Jetzt aber begann er demselben eine kindliche Zärtlichkeit und schmeichelhafte Ehrfurcht zu widmen, an die er bisher den guten Hubertus noch nicht gewöhnt hatte und die ebendarum desto eindringlicher wirkte, besonders da sich die Eitelkeit des würdigen Bürgermeisters diese Steigerung daraus als ganz natürlich erklärte, daß Spillner bei näherer Bekanntschaft endlich seinen Werth einzusehen anfange. Doch das eigentliche Band, wovon sich Hubertus umstrickt und immer enger an das Interesse Spillners gefesselt sah, war aus der Liebhaberei des Bürgermeisters für alte Waffenstücke entnommen. Nur wer weiß, wie weit die Begehrlichkeit eines Sammlers gehen kann, wird es begreiflich finden, daß ein

so zärtlicher Vater wie Hubertus von der Aussicht auf die Erwerbung eines alten Römerhelmes, der sich nebst einigem andern Rüstzeug im Besitze Spillners befand, so bethört und verblendet wurde, um diese Lockung als ein nicht leichtes Gewicht in die Wagschale fallen zu lassen, auf der er das Glück seines Kindes wog. Zur Entschuldigung seiner Sammlerhitze mag angeführt werden, daß er diesen Helm für nichts geringeres als den des Quinctilius Varus selber hielt und jedenfalls entschlossen war, ihn nach gemachtem Erwerbe dafür vor den Beschauern seiner Sammlung geltend zu machen. Spillner malte mit verführerischer Lebhaftigkeit aus, wie herrlich es sein werde, wenn beide Hausstände nach seiner Vermählung mit Agnes, um deren Hand er jetzt offen anhielt, dasselbe Haus bezögen; wie alsdann nicht bloß Agnes vor wie nach die Pflege des Vaters besorgen, sondern auch die beiderseitigen Waffensammlungen vereinigt und gemeinschaftlich der Verwaltung, Obhut und alleinigen Verfügung des Bürgermeisters übergeben werden könnten, da er, Spillner, diese Schätze doch nicht nach Verdienste zu würdigen wisse.

Hubertus, der sich allerdings nicht bloß aus so zweideutigen Beweggründen der Bewerbung Spillners geneigt erklärte, sondern weil ihm in der That

eine eheliche Verbindung Agnesens mit dem einflußreichen Manne eben so ehrenvoll als auch sonst wünschenswerth für seine Tochter schien, fing jetzt an, diese sanft und milde zu tadeln, daß sie einem hoffnungslosen Verluste zu tief und einseitig nachhänge. Da er zwar gutmüthig, doch nicht eben zartfühlend war, ließ er sich auch von der Achtung vor der Neuheit ihres Schmerzes nicht lange abhalten, offen als Fürsprecher für Spillner aufzutreten. Unter Thränen beschwor er eines Morgens Agnesen, ihm die Freude, sie vor seinem Tode noch so wohl versorgt und geborgen zu sehn, diese letzte höchste Freude seines Alters nicht zu versagen, beschwor sie, zu bedenken, daß auf eine Rückkehr ihres Albrecht so wenig als auf die Wiederkunft des Mucius Scävola oder Horatius Cocles zu rechnen sei, ein beßrer Ersatz für den Verlornen sich aber schwerlich einstellen werde.

Sie widerstand; was wir nicht erst zu versichern brauchen. Wie hätte sie vermocht, sich einem Andern als Albrecht zum Vollbesitze ihres Wesens hinzugeben! Nicht nur jetzt, im ersten Schmerze um den Geliebten, wo es ihr wie ein unnatürlicher Greuel vorkam, nie, niemals (das trat ihr klar vor die Seele) würde sie das können.

Doch eben so fiel es ihr bitter schwer, ihren

Vater, ihn, dessen letzte Jahre sie gern mit Behagen und jeder Freude geschmückt hätte, so betrübt zu sehn, mit dem Bewußtsein, daß es bloß eines Wortes von ihr bedürfe, um diese Betrübniß zu heben. Der Anblick des Alten, als er ihr den Helm wies, den ihm Spillner zu näherer Beschauung gesandt hatte, ihr den Werth desselben auseinandersetzte, ihr den Plan Spillners hinsichts der beiden Waffensammlungen erzählte und mit einem tiefgeholten Seufzer schloß, ging ihr durch's Herz. Es war eine Last, die sie sich zu schwach zu ertragen fühlte.

Um diese Zeit erhielt Spillner die Antwort des fränkischen Reichsritters. Dieselbe lautete:

Es freut mich, euch über den Hauptmann Holm die gewünschte Auskunft geben zu können. Allerdings hatte sich das bestimmte Gerücht von seinem und seines Vaters Ableben verbreitet, das sich aber als unwahr herausgestellt hat. Ich selber sprach erst gestern einen seiner Kriegsgefährten und Freunde, den Hauptmann Kunz von Falkenheim, der mit in Algier unter dem Heerhaufen Christoph Holms gewesen ist. Er kommt aus dem Königreiche Neapel, von woher ihn der spanische Vizekönig sendet, um die Werbung von Truppen hier zu Lande zu beschleunigen und den alten Veit Sauerzapf anzutreiben, an

den sich der Vizekönig in seiner Noth nach Soldaten gewandt hat, da sich Herr Christoph Holm nur für den Winter an ihn hat verdingen wollen, auch noch mehr Truppen zur Vertheidigung des Reiches bedurft werden. Zugleich hat Herr Christoph den Falkenheim beauftragt, über Lindenstein zu gehen und seine Anordnungen wegen Verwaltung seiner Güter bis zu seiner Rückkunft zu überbringen. Der Obrist Holm ist nämlich, wie ihr aus dem Vorstehenden schon entnehmen könnt, auf seiner Heimfahrt von Algier nach Neapel verschlagen und dort mit dem Reste seines Regimentes von dem Vizekönige angeworben worden. Der junge Holm aber liegt als Besatzung auf dem Schlosse einer neapolitanischen Gräfin, einer jungen Wittwe, von deren Schönheit und übermenschlicher Trefflichkeit er, wie mir sein Freund erzählte, an diesen in wahrhaft verzückter Begeisterung geschrieben hat, so daß er sich hiernach über den Verlust seiner früheren Geliebten, die ja, denke ich, aus eurer Stadt war, glücklich getröstet findet; was ich euch zu wissen thue, dieweil ihr an dem Leben und Ergehen desselben besondern Antheil zu nehmen scheint.

Der Brief Albrechts, auf den der Schluß dieses Schreibens Bezug nahm, war jener bald nach seiner

Ankunft in Montefelice nach Gaeta gesandte Brief, dessen für die edle Fürstlichkeit, Geistesbildung und Engelshoheit Lucreziens schwärmenden Inhalt wir früher mitgetheilt haben. Spillner schwankte, wie er jetzo verfahren, welchen Gebrauch er von der erhaltnen Nachricht machen solle.

Doch sein Verlangen nach Agnes oder vielmehr nach Durchführung dessen, was die Macht eines Vorsatzes für ihn erlangt hatte, war schon zu heftig, es hatte sich zu viel Gift des Aergers und gekränkter Eitelkeit darein gemischt, als daß er hätte widerstehen können, sie von der Untreue Albrechts in Kenntniß zu setzen. Auch schien jetzt, wo er Albrecht noch am Leben wußte und diese Kunde auch für Agnes nicht auf immer verborgen bleiben konnte, kein andres Mittel gegeben, sich gegen die hiervon zu fürchtende Wirkung sicher zu stellen.

Er lebt! rief Agnes, als sie das Schreiben aus der Hand des Bürgermeisters empfangen und den ersten Blick hineingeworfen hatte, einen ganzen Himmel im Auge. Hubertus hatte, um sie vorzubereiten, bei Uebergabe des Briefes etwas von Freude, die sich als Kummer erweise, gestottert; aber so verworren und unverständlich, daß der Strahl hellsten Glückes, der aus den ersten Worten des Briefes

auf sie einbrach, davon keine Trübung litt. Doch kaum eine Minute nachher griff sie mit beiden kleinen Händen gegen ihr Herz; ihr Kopf sank und der übrige Körper folgte ihm nach, daß Hubertus nur eben rasch genug zuspringen konnte, um die Ohnmächtige vor einem völligen Hinfall zu stützen.

Der Lehrstuhl der Liebe.

Erstes Kapitel.

Sollen wir es ein Glück oder Unglück nennen, daß Albrecht von den Ereignissen in Deutschland, dem Leben der Geliebten, der Bewerbung Spillners keine Ahnung hatte, daß er Agnes nach wie vor in der Stille und dem Frieden des Grabes wähnte? Jedenfalls dürfen wir insofern von einem Glücke sprechen, als er dann selber gewiß nicht den Frieden und die heitre Unbefangenheit des Gemüthes hätte bewahren können, womit er sich in das ihm vertraute Gedenkbuch Lucreziens vertiefte.

Zwar konnte auch jetzt bei ihm von Frieden und Unbefangenheit des Gemüthes nur im Verhältnisse zu der Aufregung und dem schweren Seelenkampfe die Rede sein, in die ihn die Kunde von dem Leben Agnesens gestürzt haben würde; nur insoweit, als ihn das Andenken an diese in seiner neuen Liebe nicht mehr hinderte, ja ihm nicht einmal mehr durch Vorwürfe lästig fiel. Dagegen war seine Seele auf den Inhalt des ihm vertrauten Buches mit einer

Spannung gerichtet, die einen Frieden im vollen Sinne nicht bestehen ließ.

Die Gräfin führte außer diesem Hefte ein Tagebuch, in dem sie ihre persönlichen Erlebnisse und Gefühle niederlegte; so geheim, daß weder Tebaldo noch selbst Beata nur von dessen Existenz etwas erfahren hatte. Auch in das unsrem Freunde mitgetheilte Heft war hier und da Erlebtes, Persönliches aufgenommen; aber bloß wenn es einer der religiösen Betrachtungen, die das Buch enthielt, zur Veranlassung diente oder solche zu erläutern geeignet war. Albrecht fand sich daher nur Einmal in dem Buche erwähnt. Nach dem Gespräche über die Heiligenverehrung hatte Lucrezia ihre Ansicht in der ersten Wärme der tiefern und vielseitigern Auffassung, die sich ihr im Streite mit Albrecht entwickelt hatte, niedergeschrieben. Ihres deutschen Gastes war dabei mehr mit Aerger gedacht; nur in ein paar Worten brach ihre günstigere Gesinnung hervor, was auch von Albrecht nicht unbemerkt blieb.

In dem Tagebuche der Gräfin würde Albrecht die reichste Ernte an den unverholensten Bekenntnissen ihrer Liebe für ihn haben halten können; in jenes ihren Betrachtungen über die göttlichen Dinge gewidmete Heft dagegen dem Ausdrucke ihres Gefühles für den deutschen Ketzer einen andern als ganz

verstohlnen unfreiwilligen Zugang zu gestatten, würde ihr eine Entweihung gedünkt haben.

Wir müssen es aufgeben, diese Betrachtungen in ihrem ganzen Umfange mitzutheilen. Einige der wichtigsten Stellen werden genügen.

O Gott, so begann das Heft, vergieb dem Weibe, wenn sie wagt, auch nur sich selber von Geheimnissen vorzulallen, vor denen das Gesicht des Weisesten und Heiligsten erblindet. Nur dir und sich selber wagt sie das; für kein andres Auge sind diese Blätter bestimmt.

Nicht der Wahn treibt mich, die unausforschbaren Tiefen deines Wortes mit meiner schwachen Fassung ergründen zu wollen. Es sind nur unsichre Versuche, mich wenigstens bis zur Dämmerung aufzuklären, mir eine erste Stufe zum Verständnisse deines Wesens zu bauen.

Contarini hat recht, wir haben das Bedürfniß, auch mit unsrem Verstande in die Tiefen der Gottheit einzudringen, so wenig wir auch hoffen dürfen, hier zu einem haltbaren Ziele zu gelangen. Und sollte nicht auch das Weib diesem Bedürfnisse folgen dürfen, so lange sie ihm mit der Demuth nachgiebt, die hier auch dem Manne nur zu sehr geziemt? Sollte es eine Anmaßung sein, wenn sie ihr Nachsinnen in der Dauer der Schriftzüge befestigt, bloß

um sich desselben und seines Erfolges klarer bewußt zu werden, nicht um vor der Welt als Lehrerin und Prophetin zu leuchten?

So wage ich mich denn gleich in den Abgrund des hehrsten Problemes und stammle die Gedanken darüber zu Papiere, die mich in der letzten Nacht schlaflos gehalten haben.

Das Bewußtsein, daß ein durch einen Frevel verletztes Weltgesetz einer Heilung durch eine That der Sühne, ein sühnendes Leiden bedürfe, wenn die Harmonie des Weltganzen wiederhergestellt werden solle, wurzelt tief in der hellenischen Betrachtungsweise. Vor allem in der Tragödie der Hellenen spricht es sich ernst und gewaltig aus. Dieses Bewußtsein, als ein aus den Urbedingungen der Menschheit emporsteigendes, liegt auch der Lehre vom Versöhnungstode Christi zum Grunde. Die ihrer Sündhaftigkeit inne gewordne Menschheit würde sich bei einer ohne weitres ertheilten Vergebung nicht haben beruhigen können, in der Verkündung derselben etwas launenhaft Weichliches, der Idee Gottes nicht Geziemendes empfunden haben. Sie fühlte, daß wenn sie an eine Versöhnung der Gottheit mit ihr glauben solle, irgend etwas Großes geschehen müsse, die gegen das göttliche Wesen begangenen Frevel zu

sühnen. Sie selber fühlte die Nothwendigkeit, ihre Schuld zu büßen, wie Gott nach seiner Gerechtigkeit gedrungen war, eine Buße zu fordern.

Doch aus der nämlichen Tiefe des Rechtsgefühls hebt sich das andre Bewußtsein, daß derjenige, der unschuldig leidet, dadurch einen Anspruch auf eine Vergütung und Ausgleichung, auf eine Genugthuung für sein ungerechtes Leiden erhalte. In einem Sinne, wie Keiner vor und nach ihm, in einem Sinne, wie es nur der ungerecht leidende Gottessohn konnte, hat Jesus Christus diesen Anspruch erworben. Er, der Reinste, Heiligste, Sündenlose hat den Tod des Missethäters, den Tod der grausamsten Schmach gelitten. Dies ist ein eben so großer Bruch in die göttliche Weltordnung, wie die Frevel der Menschheit. Doch durch das Einwirken der Liebe Gottes in seine Gerechtigkeit heilt jetzt der eine Bruch den andern. Indem der Heiland die Schmerzen, die er unschuldig und heilig als Mensch getragen hat, in die eine Wagschale legt, werden die Sünden der Menschen, welche die andre füllen, mehr als aufgewogen.

Aber nur die gläubige Hingebung, womit wir uns in die Person, die Leiden Christi versenken, läßt uns die ganze Bedeutung dieser Leiden, die Größe des ungeheuern Risses in die Ordnung der Welt, der darin geschehn ist, empfinden. Erst im Glauben

erfahren wir, daß die Leiden des Sohnes Gottes, und dadurch die Unermeßlichkeit seines Anspruchs auf Ausgleichung und Vergütung, durch seine Menschheit, sein Bruderthum, seine mittheilende Liebe *unsre eignen* geworden sind; erst diese Erfahrung, diese Aneignung im Glauben gibt uns ein Recht, Gott den Kreuzestod seines Sohnes als Buße für unsre Sünden zu bieten, gewiß, daß die Gerechtigkeit Gottes die Buße als gültig mit den offnen Armen der ewigen Liebe aufnehmen wird.

Die erhabne Wahrheit, daß die Menschheit ungeachtet aller Schranken der Endlichkeit, ungeachtet allen Schmutzes der Erde, der ihr anklebt und sich selbst an ihr Innerstes hängt, doch in ihrer tiefsten Innerlichkeit das Ebenbild Gottes trage und zum Einheitsleben mit ihm berufen sei, ist die Seele des Christenthums. Diese hohe, beseligende Wahrheit konnte aber nur durch die Thatsache, daß sich die ganze Fülle der göttlichen Reinheit wirklich einmal mit aller Niedrigkeit, allem Schmerze, aller Bedürftigkeit der Menschheit vereinigt habe, ohne sich selbst zu verlieren, für uns offenbart und besiegelt werden. Der schmachvolle Tod bildet so die nothwendige Spitze der Menschwerdung Gottes. Es durfte kein menschlicher Zustand übrig bleiben, von dem

der Mensch hätte wähnen können, daß seine Schmach und Niedrigkeit zu groß sei, um ihn mit dem Göttlichen verträglich zu halten. Aber indem so das Menschliche in seiner äußersten Niedrigkeit, Schmach und Verwirrung dadurch, daß Gott es nicht verschmäht habe, sich darein zu kleiden, geadelt wird, erscheinen eben diese Schmach und alle Schmerzen der Erde als ein Nichtiges, Vorübergehendes, von dem Göttlichen im Menschen zu Ueberwindendes und ein wunderbarer Trost leuchtet in das Elend der Menschheit, eine himmlische Kräftigung wird ihrer Schwäche zu Theile. Der qualvoll Erniedrigste, der von herben Pflichten Bedrängteste kann sich vorhalten, daß Gott im Fleische noch schmählicher gelitten, noch herber bedrängt worden sei, als er; daß Gott als Mensch keinen leichtern Preis der Ausdauer im Guten gezahlt habe, als ihm zu zahlen zugemuthet wird. Aber eben diesen Gott sieht er sitzen zur Rechten des Vaters in der Herrlichkeit des Himmels; er ist nach dem schmählichsten Tode als der Auferstandene gewandelt auf Erden. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?

Je mehr ich über die Leiden, den Tod des Heilandes nachsinne, um so klarer durchschauert mich die Erkenntniß, daß ohne das Kreuz kein Christenthum

denkbar gewesen wäre, daß erst am Kreuze die Blume unsrer Erlösung ihren dunkeln, Beseligung duftenden Kelch vollauf entfaltet hat. Doch ist es einseitig und dürftig, immer nur die Sühnungskraft des Todes Jesu als den Grund unsrer Erlösung in's Auge zu fassen. Eben so die Heiligung der menschlichen Natur, die uns aus seinem Leben und Tode entgegenleuchtet und unser eignes ohnmächtiges Ringen stärkt, eben so seine Gegenwart, sein Wirken in der Kirche stellt sich uns zur Brücke des Heiles. Der Gerechte wird seines Glaubens leben; aber es muß auch der ganze und rechte Glaube sein, — ein Glaube, der keines der Mittel zurückstößt und sich darüber erhaben dünkt, die der Herr zu unsrer Förderung auf dem Wege der Heiligung in seiner Kirche geordnet hat. Das Wirken Christi ist ein Ganzes, das wir in seiner Ganzheit gläubig umfassen, uns ihm mit williger, demüthiger, gehorsamer Seele hingeben müssen. Wir dürfen nicht, wie es die Neuerer mit der erlösenden Kraft des Todes Christi machen, ein einzelnes Blatt aus dem Kranze der Gnaden reißen, wenn dieses Blatt nicht zu einem welken vertrocknen soll.

Und auch was die Vergebung der Sünden um des Verdienstes Christi willen angeht, ist es nicht

der ganze, nicht der rechte Glaube, der das durch Christus gebrachte Sühnungsopfer so mit dessen Kreuzestode geschlossen wähnt, daß er die Fortsetzung oder vielmehr Verewigung desselben in dem Wunder der Messe verkennt.

Der Glaube wird empfangen durch das Wort, vermehrt, bestärkt, besiegelt durch die Sacramente und die innern Erfahrungen der auf uns einwirkenden Gnade, die sie uns zuführen. Und wir dürften unter diesen Erfahrungen gerade jene gewaltige streichen, die den Sünder durchbebt, wenn nach dem demüthigenden und in dieser Demüthigung befreienden Bekenntnisse seiner Sünden der Trostspruch: absolvo te, mit sacramentaler Kraft von den Lippen des Priesters geht? Wir dürften dem Gefallnen die Wohlthat entziehen, durch Uebernahme der ihm von der Kirche aufgelegten Bußwerke seinem Gehorsame, seiner im Bewußtsein der auf ihn einströmenden Gnade besänftigten und dabei inniger vertieften Reue einen nicht bloß gefühlten und gesprochnen Ausdruck zu geben, die Wohlthat, sich selbstthätig ein Pfand für den Ernst und die Aufrichtigkeit dieser Reue zu stellen?

Gewiß, auch auf einer wüsten Insel, ganz abgeschnitten von der Hülfe des Priesterthums und der

Kirche, können wir im Glauben selig werden. Die Kirche nennt sogar jene frommen Männer, die sich völlig in die Einsamkeit einer Wüste zurückzogen, jenen Antonius, der lange Zeit in der Oede der Thebais nur durch und über eine Mauer mit den ihn besuchenden Freunden verkehrte, unter den höchsten Mustern eines gottgefälligen Lebens. Aber wir sehen an dem Beispiele dieser heiligen Männer, an den schweren Versuchungen, mit denen sie zu kämpfen hatten und die sie nur durch den ausdauernden Ernst einer ascetischen Anstrengung in Gebet und Abtödtung niederzukämpfen vermochten, wie groß auch in so völliger Einsamkeit die Macht des Bösen bleibt. Und nun erst im Wirbel, unter den Verlockungen, Zerstreuungen der Welt! Wie sollte hier nicht die Versuchung eine überstarke Macht erlangen, wenn uns nicht der Herr in seiner Kirche eine Zuflucht, eine Stütze dagegen böte? Wie sollte der Glaube, der allerdings schon für sich allein der Erbe des Himmels ist, wie sollte er nicht ermatten und an sich irre werden, wenn er sich nicht wie aus einer ewigen Quelle der Verjüngung kräftigen könnte? Und wie reich strömt diese Quelle uns zu! Hüten wir uns, dieselbe auf das Lesen der Schrift, das sonntägliche Anhören der Predigt, die hier und da stattfindende Theilnahme am Sacramente des Altars beschränken

zu wollen. Wir behalten dann nur zerrissene Glieder des Heiligsten; unsre Bedürftigkeit ist so groß, daß wir kein Körnlein aus der Fülle der Gnaden, welche die Kirche für uns bewahrt hält, entbehren können.

Albrecht hatte schon bei ein paar Stellen leise den Kopf geschüttelt. Jetzt brach sein Widerspruch in einem, wenn auch kaum vernehmbaren Murmeln hervor. Wir sollen doch noch weniger Spreu und Heckerling unter dem Roggen dulden, damit nur der Haufe vor uns keine Minderung leide, flüsterte er. Doch erschrak er fast, als er diese Worte nicht sowohl gesprochen als gehaucht hatte, über die feindliche Schärfe ihres Inhalts. Mehr als eine Stelle der theologisch-philosophischen Betrachtungen, denen er im Eingange des Heftes begegnet war und wovon das oben Mitgetheilte bloß eine Probe giebt, war seiner für Begeisterung an dem Geiste Lucreziens empfänglichen Seele wie die Offenbarung eines neuen, höheren Wissens von den göttlichen Dingen erschienen. Er hatte sich in das ihm darin Zusagende gründlicher und wärmer hineingelebt, als wenn es im schnellen Worte an ihm vorübergerauscht wäre. Seine Liebe machte ihn geneigt, auf die von Lucrezien gewonnenen Resultate, insoweit sie nicht seiner bisherigen

Glaubensrichtung offen entgegentraten, mit williger Nachgiebigkeit einzugehen. So kam es, daß es ihn fast wie eine unangenehme Ueberraschung berührte, als er sich demungeachtet noch in dem nämlichen schroffen Gegensatze wie früher mit ihr empfand.

Zweites Kapitel.

O Unermeßlichkeit der heiligsten Wunder, die sich vor mir bewegt hat! fuhr das Gedenkbuch fort. O Unerschöpflichkeit der Wonnen, die auf mich eingeströmt sind! Was schon in früher Kindheit mich wie ein aufgegangener Himmel beseligte, es ist mir nach jahrelanger Sehnsucht wieder zu schauen und hören vergönnt worden. Ich habe die heilige Woche in Rom gefeiert — — und dazwischen die Gespräche Contarinis!

Wehe mir, wenn ich je an einer Kirche irre werden könnte, die solche Wunder in sich hegt! Was wollen diese Nüchternen mit ihrer Warnung, daß man den Sinnen nicht schmeicheln dürfe. Ja, auch die Sinne sollen für das Heilige gestimmt, für den

Himmel gereinigt werden. Und wo ist das, wenn nicht hier?

Gestern als die Lamentationen und Psalmen in der Sixtinischen Kapelle gesungen wurden, als die Gestalten Michael Angelos, die Sibyllen und Propheten, das erhabne Grauen des jüngsten Gerichtes, von der untergehenden Sonne bestrahlt sich zur mächtigsten Vision verklärten, bis sie nach und nach in dem aufquellenden Dunkel versanken; als die Kerzen auf dem Altare eine nach der andern in den Pausen des Gesanges erloschen und nur noch die heiligen Klänge, gleich den Verheißungen Gottes über den Gräbern der Frommen, durch die Dämmerung schwebten, — nie ist mir die Süßigkeit des Todes, des Hinübersterbens in ein Dasein, wo das irdische Dunkel zum Lichte der Seele wird, so zur Anschauung gekommen. Doch nicht bloß angeschaut, ich habe es selber in einem himmlischen Gesichte erlebt.

Warum soll uns ein Bild nicht zur Andacht stimmen, zum Gebete erwecken können? Warum soll man es Götzendienst schelten, wenn wir vor der Gottheit, die es uns vergegenwärtigt, anbetend die Kniee beugen?

Ich habe es erst heute Morgen vor dem Bilde des unbekannten Meisters. Wie mag es nur in die

kleine unscheinbare Kirche gekommen sein? Fast möchte ich sagen, ich habe hier den Heiland zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht gesehn. Es war mehr Bedürfniß des Ausruhens und der Kühlung als der Andacht, was mich auf dem Rückwege von dem kranken Vetter durch die heißen Straßen Roms hereintreten ließ. Doch muß ich es nicht jetzt für eine Fügung Gottes erkennen, daß ich keinen Wagen zum Abholen bestellt hatte? Ja, so hat der Heiland geblickt, so voll Mitleid sinnend, so voll sanfter Strenge bis in die innerste Seele, daß diese sich erbebend bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel von ihrem unbestechlichen Richter durchschaut und zugleich von der Erlösungskraft der göttlichen Liebe erquickt und getröstet fühlt.

Wenn ich doch das Bild an das Krankenbette des Vetters schaffen könnte! Es müßte eine für die Lage des armen Cosimo geeignetere Stimmung in ihm erwecken, als ich leider bei ihm gefunden habe.

Die Nachricht von dem Tode Cosimos hat mich, wie kaum je eine Todesnachricht erschreckt. Gelobt sei Gott, daß der Sterbende, wie ich höre, noch zu rechter Zeit die heiligen Sterbesacramente empfangen hat.

Also wenige Stunden nach meiner Abreise ist er verschieden. Und die Aerzte gaben noch Hoffnung

auf völlige Wiederherstellung; er selber war nur zu reich an Lebensmuth. Mit was für Planen er sich noch trug! was für weitaussehenden und — wehe mir, daß ich es mir nicht ableugnen kann! — was für zweideutigen, auf Weltgenuß, irdischen Glanz, Befriedigung der Rache gerichteten Planen!

Die Rache wäre allerdings keine ungerechte gewesen; er war tödtlich gekränkt worden. Ich fühle, daß ich ihn trotz aller seiner Fehler und Mängel sehr lieb gehabt habe. Nicht bloß, weil er der Gespiele meiner Kindheit war; er hatte einen Grund des Edlen und Treuen in seiner Seele; auch gegen mich hat er das bewährt.

Und doch kann ich mir den armen Cosimo nicht als einen Seligen denken. Sein Sinn, seine Neigungen und Wünsche waren noch zu tief in die Eitelkeit und Verkehrtheit der Welt verstrickt, als daß ich ihn schon dort aufgenommen hoffen dürfte, wo die ganz Reinen und Geläuterten ihre Heimath finden. Wohl mir, daß die heilige Lehre unsrer Kirche mich nicht auf die Wahl beschränkt, mir den Geschiednen entweder in allen Glorien des Himmels vorzustellen oder gleich seine ewige Verdammniß zu fürchten. Ich begreife nicht, wie man sich in solchem Falle bei der Lehre der Neuerer, die nur von un-

mittelbar erlangter Himmelswonne oder ewiger Höllenqual wissen, beruhigen kann.

Es hat mir wohlgethan, für seine Seele zu beten. Welcher Trost würde mir abgehn, wenn ich die Kraft eines solchen Gebetes bezweifeln müßte. Ich will eine Messe zum Heil seiner Seele stiften.

Freilich muß ich annehmen, daß die Verstorbnen von diesen Gebeten und sacramentalen Handlungen ein Bewußtsein haben, das zu ihrer Reinigung beiträgt. Als ein ihnen ganz äußerlich bleibendes Werk, als bloßes opus operatum dargebracht, würde weder Sacrament noch Gebet ihnen frommen können.

Wir dürfen die Schmerzen des Purgatoriums gewiß nicht zu leicht wähnen. Sie werden, wie Augustinus sagt, härter sein, als irgend etwas, das wir im Leben dulden. Und sollten sie nur in der vollen und tiefen Einsicht in unsre Mängel, deren Erkenntniß uns ja auch bei dem redlichsten Streben danach hienieden zum guten Theile verschlossen bleibt, in der vollen Einsicht in alle Uebertretungen und Nachlässigkeiten unsres irdischen Wandels und die verderblichen, uns unbekannt gebliebnen Folgen derselben bestehen; wahrlich, der heilige Augustinus würde Recht behalten. Eine Erkenntniß dieser Art, ohne die Möglichkeit, das Versäumte und Begangene

wieder gut zu machen, würde selbst für die Hölle keine zu leichte Marter sein.

Vielleicht unterscheiden sich die Strafen der Hölle und des Purgatoriums nur darin, daß hier das quälende Andenken durch eine bessre, wohlthuende Erinnerung erleichtert, durch das Bewußtsein der Erlösung in Christo Jesu erquickt wird, daß der Schmerz der Seele hier in der Erfahrung seiner läuternden Heilkraft sich zu einem willkommnen Vorboten des Eingehens in die Wohnungen des Friedens wandelt, während in der Hölle nur Entsetzen über sich selber, nur trostloser Schreck über die unversöhnbare Trennung von Gott zu Hause ist.

Doch eben dieser Unterschied — welche Kluft!

So einsam, so schauerlich, wie die Umgegend des Klosters der heiligen Paula, in dem ich jetzt so unvergeßliche Stunden verlebe, so schauerlich und doch so friedlich, so das Gemüth zu sich selber in seine heimlichste Stille zurückführend und aus dieser Stille wieder zur Betrachtung Gottes erweiternd, habe ich die Natur noch nirgend gefunden. Die Aussicht von der Ecke des Klostergartens bei den zwei himmelhohen Pinien, unter dem dunklen Dache ihrer weitgestreckten Zweige hervor, in die schroffabfallende Tiefe nieder, wo der Wasserfall des kleinen

Stromes eintönig über Klippen rauscht und der waldbeschattete See, in den sich der schäumende Strom drängt, so unbeweglich liegt, diese Aussicht macht das Herz sich in Schwermuth einspinnen; aber eine Schwermuth, die nur die Puppe ist, aus welcher die Andacht ihre Flügel entfaltet. Ringsher die hohen, in Felsenkuppen aufgezackten Berge, an denen nur hier und da ein aufgemauerter Weingarten oder verfallner Thurm von dem Dasein der Menschen zeugt; ringsher das Thal von den riesigen Wächtern umschlossen, nur gegenüber die offne Spalte mit den starrenden Steinwänden, durch die der Blick nichts als das ferne, weite, unendliche Meer wahrnimmt und sich darein, wie die durch die Schranken des Irdischen eingeengte Betrachtung in die Unermeßlichkeit Gottes verliert. Erblicken wir doch auch Gott nur wie durch eine Spalte, die aber genügt, uns ein Meer der Gnade und Erbarmung zu zeigen.

Diese letztvergangnen Tage haben einen unzerstörlichen Eindruck in meine Seele geprägt, eine Sehnsucht nach ihrem Frieden zurückgelassen, die nie in mir erlöschen wird. Fesselte mich nicht mein Lorenzo an die Welt, ich würde aus diesen Mauern nicht wieder scheiden. Nein, von irgend einem Verdienste kann bei denen, die hier den klösterlichen Schleier nehmen, nicht die Rede sein. Wie könnte

es, da das Leben hier unter dem Walten meiner geliebten Clara das Seligste, das die Erde hegt, ein Abglanz des Himmels ist. Welche heitre Gesundheit, welche Zufriedenheit in Gott auf den Gesichtern aller Nonnen, bei aller Strenge der Andacht, der sie nach dem Beispiele der Aebtissin sich hingeben! welcher Ausdruck eines paradiesischen Genügens auf dem Antlitze meiner Clara! Ich kann es kaum fassen, daß ich mich schon morgen Abend, aus dem Frieden dieser dem Heiland verlobten Einsamkeit frommer Herzen hinweggerissen, wieder mitten in dem betäubenden Geräusche Neapels befinden soll. Eine einzige Tagereise trennt diese fromme Wildniß von dem Weltgewühle der Straße Toledo! O wie mit Unrecht rühmt sich das eitle Neapel, daß es ein Stück Himmel sei, auf die Erde gefallen. Hier, hier oder nirgend ist solch ein Stück Himmel zu suchen!

Und nur wenn das Klosterleben ein solcher Vorschimmer des ewigen Heiles ist, erhebt es sich zu seiner Bestimmung. Darum hat Tebaldo recht, wenn er jeden Zwang zum Kloster verwirft und einen tiefen innern Beruf dazu fordert, ohne den der Eintritt in dasselbe nur Thorheit sei und zur Sünde führe. Doch daß dieser Beruf nicht so selten ist, als Tebaldo meint, daß er in Vielen nur schlummert und durch die Macht des Beispiels geweckt

werden kann, beweisen die Nonnen des Klosters hier. Ich fühle es an dem deutlichen Zuge meines Herzens, daß ich auch mir den Beruf zutrauen dürfte. Doch mein Lorenzo —! Ja, ich muß Tebaldo beistimmen, daß eine Mutter, die, um in's Kloster zu gehen, ihr Kind in den Strudeln der Welt verläßt, einen schweren Irrgang wandelt. Ich würde ja doch in der Erinnerung an Lorenzo hier keine Ruhe finden.

Albrecht wurde von diesen und den darauf folgenden ähnlichen Stellen doppelartig berührt. Er war zu fest in seine protestantische Auffassung eingelebt, um das, was er in Stimmung und Inhalt des Gelesenen als katholisch erkannte, mit Unbefangenheit aufnehmen zu können. Demungeachtet sprach ihn das Meiste und zumal der Grundton des Ganzen als schön und edel an. Er gestand sich, daß die römischen Satzungen durch die Betrachtungsweise Lucreziens mit dem Hauptprincipe des Protestantismus und (was ihm Eins war) des Christenthums in größeren Einklang träten. Es regte sich sogar bei Einigem, wenn auch nur schüchtern und nicht recht anerkannt, das Gefühl in ihm, daß die katholische Lehre, wie sie die Gräfin auslege, wohl im Rechte sein möge. Zwar fühlte er sich bei andern und weit mehreren Stellen geneigt, zu pro-

testiren. Da aber seine Protestation eine stille blieb und nur dem stillen Buchstaben gegenüber erhoben wurde, lief er nicht Gefahr, den Strom des Geistes Lucreziens (wie wohl früher im Gespräche) durch hitziges Eintappen aufzurühren und damit sich selber in immer heftigere Aufwallung zu bringen. Klar und ruhig zog dieser Strom weiter, so viel oder wenig Albrecht mit dessen Gange einverstanden sein mochte. Auch kam etwas so gereizt Feindliches, wie die eine und andre Aeußerung, zu der sich Lucrezia in der Wärme des Streites hatte fortreißen lassen, nicht vor. Alles war ruhiger, milder, wodurch auch dem Widerspruche Albrechts die eigentliche Schärfe und Spitze abgebrochen ward.

Doch jeder Widerspruch schwand völlig bei folgender Stelle, von der sich Albrecht nur zu inniger Uebereinstimmung hingerissen fand:

Ich habe mich oft gefragt, ob es der Glaube oder nicht vielmehr die Liebe sei, was uns der Wohlthat des Todes Christi theilhaftig mache. Je mehr ich mich in das große Geheimniß unsrer Erlösung eindenke, um so mehr fühle ich, daß wir eigentlich erst durch unsre Liebe zu Jesu ein Recht bekommen, seine Leiden zu unsern eignen zu machen, daß sie erst dadurch unsre eignen werden. Das ist ja das Wesen der Liebe, daß durch sie die Vorzüge, die

Bedürfnisse, die Schmerzen des Geliebten auf den Liebenden übergehn, dieser sich ihrer freut, in ihnen betrübt, als wären es seine eignen. Erst durch unsre mit Jesu leidende, mit ihm an sein Kreuz geheftete Liebe wird jenes Bedürfniß einer Ausgleichung und Vergütung, das aus der unverschuldeten Marter des Gerechtesten erwächst, zu einem Bedürfnisse unsres eignen innersten Herzens. Erst dann, nicht bloß durch den Glauben, kann es das werden.

Aber ist nicht vielleicht gerade diese Liebe der Seelenzug, den die Schrift Glaube nennt, von dem sie ja sagt, daß er ohne die Liebe eine tönende Schelle sei?

Gewiß, die Liebe ist der Grund, die Mutter, die Quelle des Glaubens, der Glaube, der auf einem andern Grunde, als einer hingebungsvollen Liebe zu Jesu ruht, eine tönende Schelle. Die Liebe ist so nothwendig im Glauben enthalten, so als Lebensodem desselben, daß man sie nicht als zweites Erforderniß daneben stellen und dadurch von ihm scheiden darf. Die Liebe im Glauben, die mit den Augen des Glaubens blickt, sich im Glauben reinigt, verklärt, zum Glauben läutert, das ist der Glaube, der selig macht.

Denn die Liebe zu Jesu muß, wenn sie nicht eine unvollkommene und trügerische bleiben soll, aus

der Erkenntniß des Wesens und Wirkens Jesu in seiner göttlichen Fülle und Wahrheit hervorgehn, sich in dieser Erkenntniß reinigen, mit ihrer Hülfe zum gläubigen Vertrauen kräftigen. Der Glaube ist so wieder der Grund und das Ziel der Liebe.

Darum sagen wir mit Recht von dem Glauben, daß er uns rechtfertige, und nicht von der Liebe. Wenn wir das, was uns vor Gott gerecht macht, was die Gerechtigkeit Gottes befriedigt, geltend machen wollen, so dürfen wir nichts, was von uns ausgeht, selbst unsre Liebe nicht, in die Wagschale legen; nichts als unsre gläubige Empfangnahme der göttlichen Wohlthat. Aber wenn wir sagen müssen, daß die Rechtfertigung durch den Glauben komme, so dürfen wir eben so sagen: die Seligkeit kommt durch die Liebe. a

---

Ja, das hat eine Frau geschrieben, rief Albrecht, die ihren Heiland liebt, die von ihm geliebt wird, die von der Seligkeit in der Liebe zu ihm an sich selber das beste Zeugniß giebt!

Freilich steigt ein Bedenken in mir auf, das ich nicht zu lösen weiß, fuhr das Gedenkbuch fort. Die Liebe würde keine ganz freie bleiben, wenn sie so den nothwendigen Inhalt und Lebensodem des

Glaubens, der wieder die Bedingung unsrer Rechtfertigung ist, ausmachte. Es würde dann doch heißen: liebe oder sei verdammt! Und was wäre eine abgezwungene Liebe?

Doch ich kann darum die Ueberzeugung von der Liebe als der nothwendigen Wurzel und zugleich Blüthe des Glaubens nicht aufgeben. Eher entsage ich dem Anspruche, alle Räthsel des göttlichen Wortes mit dem Verstande lösen zu wollen.

Auf's neue tritt es mir nahe, daß in dem Lehrsatze Hieremias, der Behauptung, daß die Liebe erst dann vom Gesetze frei werde, wenn sie auf dem Wege weltopfernder Entsagung über das Gesetz hinausgehe, etwas Wahres liegt. Ich fühle, er hat dadurch einen Brand in meine Seele geworfen, der leise um sich greift. Das Kloster die einzige Stätte, an welcher der Born für den Durst der Liebe, sich Gott als eine freie Gabe darzubringen, quillt; es ist ein Gedanke, der mich wundersam anlocken könnte, wenn ich — —

Hier brach das Buch ab. Es waren die letzten Worte, welche die Gräfin an jenem Morgen, wo sie Albrecht das Heft zustellte, vor der Störung durch die sie abrufende Kammerfrau geschrieben hatte.

Drittes Kapitel.

Albrecht las das Buch wieder und wieder. Die Stellen, die ihn angesprochen hatten, wurden ihm immer vertrauter und durch Vermittlung derselben und wiederholte Lesung auch das Fremdartige und Feindliche immer zugänglicher. Nur bei wenigen Stellen, wie z. B. der Hindeutung auf die Messe als Fortsetzung des Sühnungsopfers Christi empfand er sich bleibend in scharfem Gegensatze.

Doch auch hier nicht in solchem Grade, daß nicht der Wunsch, sich mit Lucrezien über diese Punkte weiter zu besprechen, und mit dem Wunsche die Hoffnung auf ein unbestimmtes Näherkommen, über dessen Ziel er sich keine deutliche Rechenschaft gab, in ihm aufgestiegen wäre.

Die Feindlichkeit seiner Stellung zur Kirche des Papstes war in letzter Zeit merklich erschüttert worden. Die Rede des alten Priesters an dem Abende vor der Abreise des Oheims hatte auch ihn auf's tiefste bewegt; er konnte nicht anders, als sich be-

kennen, daß er die ächte Stimme des Evangeliums aus dessen Munde vernommen habe. Selbst in den Aussprüchen Hieremias war ihm manches als groß und wahr oder doch näheren Bedenkens würdig erschienen. Noch mehr aber mußte sich die Ungunst seines Vorurtheils einem Katholicismus, wie dem Lucreziens gegenüber mildern, der sich bei allem Eifer der Kirchlichkeit so entschieden der protestantischen Hauptlehre anschloß und ihm dabei von so theurer Wortführerin zukam; eine Milderung, welche durch den Inhalt des Gedenkbuches und besonders die Betrachtung über die Liebe als das Mark des Glaubens (obwohl der Schluß ihn wieder bedenklicher stimmte) erst recht begründet und belebt wurde.

Die Aussicht auf ein weitres Eingehen in den Papismus Lucreziens hatte dadurch viel von ihrem Schreckhaften für ihn verloren; sie hatte selbst einen gewissen verstohlnen, von seinem protestantischen Bewußtsein nicht anerkannten Reiz für ihn erhalten. Auch war es nicht sowohl diese, nur vorübergehend in nebelhafter Ferne dämmernde Aussicht, als eine ganz andre Vorstellung, was ihn erfüllte und, immer mehr die Oberhand gewinnend, seinen Gedanken eine ganz entgegengesetzte Richtung gab.

Wohl sah er in dem Gedenkbuche Lucreziens ihr Bemühen, die Grundwahrheit des Evangeliums

mit den Satzungen der römischen Kirche in Uebereinstimmung zu bringen, ihre Begeisterung für mehrere Doctrinen und Institute des Papstthums, von denen sich der Protestantismus losgesagt hatte. Doch zugleich erinnerte er sich, mit welcher herben Entschiedenheit die Auffassung der Gräfin von ihrem Oheim als eine ketzerische Verirrung bekämpft worden war. Konnte trotz all jener Bemühung und Begeisterung die Denkweise der Geliebten als eine katholische, von der Kirche des Papstes anerkannte oder auch nur geduldete erachtet werden?

Er schwankte nicht, den Ordensgeneral für einen weit zuverlässigeren Ausleger des papistischen Lehrsystems als die Gräfin zu halten. Nicht bloß die hohe kirchliche Würde des ersteren bestimmte ihn dazu. Das Bekenntniß Lucreziens von der Unzulässigkeit jeder Annahme eines Verdienstes und Rechtsanspruches auf Seligkeit vor Gott, ihr dagegen geäußerter Eifer konnte nach allem, was Albrecht je von dem päpstlichen Kirchenthume gehört und gelesen hatte, darin keine gültige Stätte finden.

Wenn sie sich selber eine Täuschung vormalte, sagte sich Albrecht, wenn ihre katholische Rechtgläubigkeit nur eine Einbildung wäre! wenn sie sich hier in der Abgelegenheit ihres Landlebens unter dem Einflusse des heimlichen Protestanten Tebaldo in

einem von ihr selber gestrickten Netze gefangen hätte, das sie für die wahre römische Kirchenlehre hält, dessen Uebereinstimmung damit aber nichts als ein unwesenhaft schillernder, nur sie, nicht andre, trügender Schein ist!

Schon in Neapel bei dem Gespräche zwischen Philippo und Agostino war in seiner Gegenwart einer Partei in Italien, und zwar als einer zahlreichen, Erwähnung geschehen, die den mystischen Unsinn der Neuerer mit den alten Satzungen zu verkneten suche. Aber der Zorn, der damals in ihm anschwoll, hatte ihn unfähig gemacht, den Aeußerungen der beiden Ungläubigen näher zu folgen. Nur die Worte des Hohnes gegen die protestantische Lehre, die sich in diese Aeußerungen mischten, waren mit gereizter Schärfe von ihm aufgefaßt worden, während alles Uebrige halbverstanden und kaum gehört vor seinem Ohre verhallte. So kam es, daß er jener Erwähnung ungeachtet das theologische System und die kirchliche Stellung Lucreziens für etwas ganz Vereinzeltes, bloß von ihr selber (vielleicht unter der Einwirkung Tebaldos) Ausgegangenes und Ausgebildetes ansah.

Je mehr er darüber nachsann, um so mehr bestärkte er sich in seiner Meinung. Sie ist zu vornehm, sagte er zu sich, als daß man gleich mit Inquisition und Bann gegen sie und ihre Angehörigen

hätte einschreiten sollen; auch mag es sein, daß man ihre Abweichung bei ihrem anderweitigen Enthusiasmus nicht für so wichtig erachtet. Freilich, der Oheim nahm es damit wichtig genug.

Der Liebesmuth unsres Freundes war seit der Mittheilung des Gedenkbuches im Gefühle des dadurch bezeigten Vertrauens der Geliebten zu ungleich festerer Haltung gediehen. Ihre Worte: noch hat kein Auge als das meine in diese Blätter geschaut, klangen Morgens vom ersten Erwachen bis spät Abends beim Entschlummern wie der Hall einer Harfe des Paradieses in ihm nach. Doch gewann dieser Muth erst durch die jetzt gewonnene Meinung von der Zweideutigkeit des kirchlichen Standpunktes der Gräfin das rechte Seil der Hoffnung, um das er sich schlingen und an welchem er sich höher und höher hinaufrücken konnte.

Was müßte die Folge sein, dachte er, wenn sie je zur Einsicht käme, daß ihr all ihr Anpassen und Ineinanderschmelzen nichts hilft, daß sie doch außerhalb der Papstkirche und von dieser verleugnet bleibt und bleiben muß? Würde sie dann wieder ganz in den alten Werk- und Verdienstglauben zurückfallen oder sich vollends davon losreißen und —

Seine innre Frage verstummte vor dem Lichte der Möglichkeit, die sich ihm aufthat und der er in

der Blendung des Entzückens, die ihn dabei überkam, keinen Ausdruck gab.

Es drängte ihn, sich mit Lucrezien über die Weise, wie er ihr kirchliches Verhalten ansah, frei und ohne Rückhalt zu besprechen. Er entschloß sich, auf die Gefahr hin, die Gräfin zu beleidigen, ihr seinen Verdacht oder vielmehr seine Hoffnung offenzulegen, daß sie mehr als sie wisse und zugebe, mit dem Papstthume gebrochen, sich in ländlicher Zurückgezogenheit eine selbst ersonnene Kirchenlehre und Kirchlichkeit auf dem Webstuhle ihres eignen Geistes gewebt habe, die aber nirgend in anerkannter Geltung bestehe, sondern in den Augen der römischen Curie ein Wahngespinnst sei.

Eben wegen der Gefahr einer Kränkung der Geliebten, die aus diesem offnen Bekenntnisse drohte, das er doch, von der Gewalt seiner Liebe zur Entscheidung hingetrieben, nicht umgehen zu können fühlte, konnte er die Stunde der Gelegenheit kaum erwarten. Doch waren seit dem Abgange Tebaldos bereits mehrere Tage verflossen, ohne daß es ihm möglich geworden war, Lucreziens auch nur ansichtig zu werden. Sie hielt sich für jeden unzugänglich auf ihrem Zimmer; es war ein Todtenopfer, das sie dem Andenken Beatens, doch fast noch mehr dem Andenken Tebaldos brachte; sie empfand in der Er-

innerung an den Geschiednen eine gewisse Scheu, Albrecht zu begegnen. Der begünstigte Nebenbuhler einer Liebe, die in ihr keine harte pharisäische Richterin fand, sondern deren Geheimniß ihr als ein schmerzliches, aber theures Vermächtniß des verlornen Freundes erschien, der begünstigte Nebenbuhler durfte die Erinnerungsweihe dieses Geheimnisses, das (noch gleichsam blutend vom Herzen des Freundes gerissen) nach schonender Pflege in stiller Sammlung ihres Herzens verlangte, nicht mit seinem Siegeseindrucke stören.

Die kühne Ermuthigung, die der junge Holm aus der Mittheilung des noch keinem als ihm anvertrauten Heftes für seine Liebe geschöpft hatte, fand sich durch dieses Zurückziehen Lucreziens, die mehrtägige Versagung jedes Zutrittes zu ihr in einer Zeit, wo sie von herbem Verluste getroffen, seiner Nähe, seines Zuspruches doppelt bedürfen müsse, wenn nur die Spur eines wärmeren Gefühles für ihn vorhanden sei, wieder in schwere Zweifel gestürzt. Daß sie gerade jetzt, in den Tagen des Schmerzes und der Trauer, ihn entbehren konnte, ja seine Nähe als lästig mied, wurde ihm ein deutliches Zeichen, wie fern, wie durchaus gleichgültig er ihr noch stehe. Er wollte sich ihr nicht aufdrängen; Bescheidenheit, aber auch Aerger und Stolz hielten

ihn zurück. Darum gestattete er sich, nachdem er auf seine Anfrage von der Kammerfrau die abweisende Antwort empfangen hatte, daß die Gräfin einige Zeit ihrem Schmerze in völliger Zurückgezogenheit nachzuhängen wünsche, wenn auch mit steigender Ungeduld und immer unmuthiger zusammengebissnen Lippen, keine weitre Erkundigung. Es gebühre und gezieme ihm, sagte er sich, zu warten, bis man ihn brauchen werde.

Doch endlich konnte er diesen Zustand nicht länger tragen. Ohne sich recht bewußt zu werden, was er begann, war er eines Morgens bis an die Thüre, die zu den innern Gemächern Lucreziens ging, geschlichen, mit dem dunkeln Vorsatze, es koste, was es wolle, zur Gräfin zu gelangen und ihr zu sagen, vorzuwerfen, zu gestehen, — es wirrte ihm im Kopfe herum, was; als er halb beschämt, halb trotzig wieder umkehrte. Er beschloß, anstatt sich ihr persönlich aufzudrängen, zur Feder seine Zuflucht zu nehmen.

Es war eine versteckte, oder eigentlich unversteckte, nur nicht bestimmt ausgesprochne Erklärung seiner Liebe, die er auf das Papier warf. Er ehre das Gefühl, schrieb er, das die Gräfin veranlasse, sich in ihrem Schmerze vor ihm zu bergen; obwohl ihn die Erfahrung mit eignem bittrem Schmerze erfülle, nichts thun zu können, nichts thun zu dür-

fen, um den ihren zu erleichtern. Doch was für ein Hochmuth, wollte er sich so etwas einzubilden wagen, er, der rohe Kriegsmann, der Fremdling, dem sie zwar für einige Augenblicke ein flüchtiges Wohlwollen habe schenken mögen, der aber etwas Bessres nicht werth sei, nicht zu fordern habe, der, wenn er sie, wie wahrscheinlich bald, verlassen werde, wenigstens mit dem Troste scheiden dürfe, ihr keinen so nachhaltigen Schmerz hinterlassen zu haben.

Darauf komme ja aber nichts an, welches Gefühl Er, der Fremdling, der Barbar mit hinwegnehme. Die Stunde nahe, wo die von seinem Vater eingegangne Werbung zu Ende gehe; nur noch ein paar Wochen seien übrig und die Abschiedstrommel werde gerührt. Möchte sie doch dumpf, wie die Trommel eines Leichenzuges gerührt werden!

Auch schriftlich würde er sich nicht erlaubt haben, sie zu belästigen; aber er habe das Buch, dessen Mittheilung er ihrer Güte verdanke, schon zu lange an sich behalten. Gerade in diesen Tagen der Trauer, wo es das gebeugte Gemüth erquicke, seine Zuflucht bei Gott zu suchen, dürfte sie des Buches benöthigt sein; auch könne er nicht länger anstehen, ihr seinen Dank für die Freude, die andächtig-entzückte Befriedigung zu bezeigen, die sie ihm durch so viele Stellen ihres Heftes bereitet habe.

Er erwähnte (so sehr es ihn drängte, sich darüber auszusprechen) nichts von seinen Zweifeln an der katholischen Rechtgläubigkeit Lucreziens, berührte auch nur kurz, daß er nicht überall mit dem Inhalte der ihm mitgetheilten Betrachtungen übereinstimme. Der Augenblick, wo er der Geliebten den warmen Schlag seines schmerzlich gekränkten Herzens unter einer letzten, dünnen, kaum deckenden Hülle bekannte, war, das empfand er, nicht der Augenblick zur Kundgebung seiner Bedenken über die Gültigkeit ihrer kirchlichen Stellung oder zur Disputation über das Opfer der Messe. Dagegen ergoß er sich in ein seitenlanges, begeistertes Lob dessen, was ihm in dem Gedenkbuche zugesagt hatte. Ja, die Liebe selber, so schloß er, die reinste, zarteste, seligste Liebe zu Jesu ist der heilige Geist gewesen, der eure Feder geführt hat; aus eurer eigensten Seele hat sie von ihrer Einheit mit dem Glauben gezeugt.

Als die Gräfin diesen Brief empfing, war gerade auch in ihr die Sehnsucht nach Albrecht wieder so mächtig geworden, daß sie beschlossen hatte, ihre einsame Zurückziehung zu brechen. Der Gedanke, daß sie sich bald auch von Albrecht getrennt sehen werde, war ihr schreckend nahe getreten. Heiße Thränen entstürzten ihr, als sie den Brief gelesen hatte. Jetzt war sie ja der Erwiederung, der wärmsten,

vollsten Erwiederung ihrer Neigung versichert, ein Pfand in ihren Händen, das jede Sorge deshalb hinwegbannte. Sieh, sieh hier, du Heilige, rief sie, den Brief emporhaltend, als erblickte sie Beaten in der Höhe des Zimmers mit verklärtem Leibe schwebend, sieh ob die bloße Bewunderung für Geist und Bildung eines Weibes so spricht!

Sie ging nach dem Tische und ergriff schon die Schelle, um Albrecht zu sich einladen zu lassen. Da durchzuckte wie ein schreckender Blitz das Bewußtsein ihr Innerstes, daß wenn sie jetzt unmittelbar nach Empfang seines Briefes, in der hocherregten Stimmung, worin sich beide befänden, mit ihm zusammentreffe, das offenste, hingebendste Bekenntniß auch von ihrer Seite unausbleiblich sei. Jene Anrufung Beatens hatte auch die Warnungen der Verklärten, die Mahnung: Ihr müßtet ja vor Gram sterben wie die Wittwe Lombardi, in ihr aufgerufen, sie an die heiligende Macht, welche die sterbende Beata auf Tebaldo geübt hatte, erinnert. Sollte die Freundin diese Macht an ihr weniger als an dem Freunde bewähren? Und warum bedarf es, frug sie sich, einer solchen, mit meinen heiligsten Pflichten als Mutter und Christin streitenden Hast? Die Art, wie sich Albrecht Holm von dem Gedenkbuche befriedigt erklärt, giebt mir Hoffnung, mich mit ihm besser als

bisher in den Angelegenheiten der Religion zu verständigen. Dann und nicht eher wird der Zeitpunkt einer Begegnung in voller Hingebung aneinander gekommen sein.

Demungeachtet wäre sie wahrscheinlich erlegen. Sie saß auf dem Ruhebette am Tische und ihre weiße Hand irrte bedenklich um die silberne Handglocke, während ihr nach dem Tische niedergebeugtes Auge die Fäden der darüber gebreiteten Decke mit grübelnder Anstrengung zu mustern schien. Es aus seinem Munde zu hören — in seinen Armen, seufzte sie in abgebrochenen Lauten, den Bildern höchsten Glückes, die sich übergewaltig auf sie zudrängten, kaum noch Widerstand leistend, als in diesem Augenblicke der hereingesprungene Knabe Lorenzo sich an sie schmiegte und den dunkelbrennenden, freundlichen Blick der großen schwarzen Augen zu ihr, ohne etwas zu sagen oder von ihr zu verlangen, sondern nur als Aeußerung seiner kindlichen Zärtlichkeit aufschlug. — Nein, ich will dir keinen Ketzer zum Vater geben; hoffentlich ist er ja auch bald kein Ketzer mehr, flüsterte sie, dem Knaben unverständlich, in sich hinein, indem sie ihn auf die Stirne küßte.

Sie schellte jetzt und befahl dem eintretenden Diener, Albrecht zu rufen. Ihren Lorenzo im Arme wollte sie ihn empfangen.

In welcher Stimmung eilte unser Freund, dem Rufe zu folgen! Auch er glaubte, einer Scene wechselseitigen Geständnisses entgegenzugehn. Sagte ihm doch sein Herz, daß die Gräfin seinen Brief nur so habe verstehen können, wie in der That der Inhalt desselben war. Und durfte er dann diese schnelle Ladung nicht nach seinen kühnsten Wünschen deuten? berechtigte sie ihn nicht zu schwindelnder Hoffnung?

Man denke daher seinen Schreck, seine peinliche Ueberraschung, als er den Knaben in ihrem Arme sah, der einen dunkeln, tückischen, feindlichen Blick auf ihn richtete. Schon seit einiger Zeit hatte der Knabe, oft in ziemlich ungezogner Weise, an den Tag gelegt, daß er Albrecht nicht leiden könne; sei es nun, weil er die Abneigung seines geliebten Lehrers Tebaldo gegen den Deutschen bemerkt hatte und den Abgang Tebaldos mit instinctartigem Gefühle auf Albrechts Rechnung schob, oder aus einer Art von Eifersucht auf die Liebe der Mutter, an welcher Lorenzo mit leidenschaftlicher Inbrunst hing.

Doch der üble Eindruck, den dieser Empfang auf Albrecht machte, wurde bald durch die himmlische Freundlichkeit, womit ihn Lucrezia begrüßte, wieder besänftigt. Zugleich war etwas so Hohes, Fürstliches in ihrem Wesen, daß ihm die Einbildung,

als ob es zu dem Ergusse eines zärtlichen Bekenntnisses habe kommen und diese hohe Gestalt ihm unter gestammeltem Liebesworte an die Brust sinken können, wie die lächerlichste Vermessenheit erschien.

Sie machte ihm einen sanften Vorwurf, daß er deshalb, weil sie in der schweren Trübsal dieser Tage nicht zur Stärkung in seiner Theilnahme ihre Zuflucht genommen habe, an ihrer Freundschaft für ihn, an dem dankbaren Vertrauen irre geworden sei, das sie ihm, ihrem Beschützer und Retter, so sehr verschulde und zu ihm so aufrichtig (sie reichte ihm mit einem Antlitz voll unaussprechlicher Huld und Wehmuth die Hand), so schmerzlich im Vorgefühle des sie bedrohenden dritten großen Verlustes hege. Die beiden Verluste, die sie kürzlich fast an demselben Tage erduldet habe, seien aber so herbe gewesen, daß sie sich zunächst mit Gott und sich selber habe berathen müssen, um sich wieder in innres Gleichgewicht zu setzen.

Nachdem Albrecht einen Versuch von Entschuldigung gestottert hatte, fuhr sie fort:

Indeß ich euch, obwohl wider meine Absicht und meinen Wunsch, verletzte, bin ich euch einen neuen Dank schuldig geworden, für die Nachsicht und das Wohlwollen, womit ihr die Betrachtungen meines Heftes aufgenommen habt. Ihr bemerkt in eurem

Briefe, daß ihr euch allerdings nicht durchaus mit ihnen einverstanden erklären könntet; — und es ist kaum nöthig zu sagen, was ihr zurückweist. Doch jedenfalls hoffe ich, daß die Frage, wie es mir möglich geworden sei, die Kirche des Papstes mit der Lehre von der Heilskraft des Glaubens in Uebereinstimmung zu bringen, euch nicht mehr in so hohem Grade als ein unauflösbares Räthsel vorkommen wird.

Holm stockte einen Augenblick. Die blendende Erwartung, in der er gekommen war, die Ueberraschung, Enttäuschung, die ihn betroffen hatte, hielt seinen Geist noch gebunden; auch die Gegenwart des Knaben machte ihn scheu, dem was er hinsichts jener Frage und ihrer Beantwortung auf dem Herzen hatte, Ausdruck zu geben und gleichsam die Mine, die er bereit hielt, anzuzünden, um den ganzen Tempelbau seiner kirchlichen Gegnerin in die Luft zu sprengen. Doch die Herausforderung, die in den Worten der Gräfin lag, und die gelegene Wendung, die sich ihm dadurch bot, war zu lockend.

Es ist mir nur, sprach er, dafür ein andres Bedenken gekommen.

Und welches? frug Lucrezia.

Ob ihr euch nicht in eurer ländlichen Einsamkeit aus den Satzungen des Papstthums und der

Lehre Luthers eine eigne Religion und Kirche gemischt habt, die weder katholisch noch protestantisch, sondern bloß ein Geschöpf eures Geistes ist, eine Kirche, die nirgend als in eurem Geiste besteht und von den Anhängern des ächten Papstthums, wie der Abscheu eures Oheims bewies — —

Ich verstehe euch, unterbrach ihn Lucrezia; aber nicht, wie er von ihrer theologischen Reizbarkeit gefürchtet hatte, mit beleidigter Schärfe, sondern höchst gütigem Lächeln. Fühlte sie sich doch im Bewußtsein ihres Zusammenhanges und kirchlichen Bundes mit Contarini und andern Würdenträgern und Leuchten der päpstlichen Curie von dem Verdachte, den Albrecht äußerte, zu wenig getroffen, als daß sie davon empfindlich berührt worden wäre. Vielmehr erkannte sie gerade in diesem Verdachte eine erwünschte Veranlassung, um Albrecht von dem Dasein, der Bedeutung, dem dogmatischen Standpunkte der Partei, deren Ansichten und Hoffnungen sie theilte, zu unterrichten und ihm dadurch die römische Kirche in einem günstigeren Lichte, als sie ihm bis jetzt vorlag, zu zeigen. Die Spannung dieses Verdachtes mußte ihm nothwendig ein empfänglicheres Ohr, einen empfänglicheren Sinn für ihre Mittheilung geben, als wenn sie die Gelegenheit dazu unaufgefordert und unvermittelt vom Zaune gebrochen hätte.

Es wäre traurig, wenn es sich so verhielte, wie ihr besorgt, sprach sie. Doch ist das ein Gegenstand, der besser zwischen uns allein verhandelt wird. Auch bedarf dieses Thema einer längern, keiner Störung ausgesetzten Besprechung. Ein Theil des Vormittages gehört noch dem Unterrichte meines Lorenzo, zu dessen Lehrerin meine Pflicht mich an der Stelle Tebaldos berufen hat. Doch wenn ihr heute gegen Abend ein Stündchen freie Zeit hättet, würde ich euch ersuchen, es mir zu schenken; ich werde dann hoffentlich im Stande sein, euch volle, genügende Auskunft darüber zu ertheilen, daß ich nicht so verlassen, wie ihr anzunehmen scheint, stehe.

Noch einmal reichte sie ihm die Hand, wobei der feindliche Blick des Knaben noch drohender aufbrannte.

Albrecht schied, ohne daß er nur gewagt hätte, einen Kuß auf die ihm zum zweiten Male gebotene Hand zu drücken.

Viertes Kapitel.

Der junge Hauptmann suchte die ihm untergebene, vornehmlich aus den Einwohnern des Städtchens bestehende Mannschaft in steter Thätigkeit und

soldatischer Achtsamkeit zu erhalten. Selbst seine Landsknechte glaubte er nur so vor der Gefahr der Verweichlichung durch das gute Leben in Montefelice schützen zu können. Die kriegerischen Uebungen wurden daher pünktlich und rüstig fortgesetzt; auch pflegte er des Nachts wie am Tage häufige Runden zu abweichender Zeit bei sämmtlichen Wachtposten auf den Mauern und an den Thoren der Stadt zu machen, um sich von ihrer Wachsamkeit zu überzeugen und sie durch die Ungewißheit seiner Ankunft zu aufmerksamer Munterkeit anzuregen. Er war zu diesem Zwecke fast in jeder Nacht mehr als einmal aus dem Bette; auch in den Stunden um Mittag hielt er, bald früher, bald später, wenigstens Einen solchen Umgang, damit sich die Wachen nicht um diese Zeit, nach der durch die Natur des Landes herbeigeführten Sitte, einer schlummernden Abspannung hingeben möchten. Denn die Zeit um Mittag war, obwohl man sich kaum im Anfange des März befand, schon von ermattender Hitze, und Albrecht besorgte, daß die Corsaren, wie es wohl bei andern Städten vorgekommen war, an irgend einer entlegneren Stelle landen, sich hinter Gebüsch und sonstigem Verstecke hin den Mauern nähern und dieselben, von den schlaftrunknen Wachtposten unbemerkt, übersteigen möchten.

Als er heute, ein paar Stunden nach seiner Rückkehr aus dem Gemache der Gräfin, sich zu einem jener mittäglichen Umgänge sein Schwert anschnallte, klopfte ein hörbar kräftiger Finger an seine Thüre. Der Feldweibel Kurt Stempel trat herein, ein versiegeltes Schreiben in der Hand, das er dem Hauptmanne mit den Worten: Ein Bote bringt das aus Gaeta, überreichte.

Albrecht riß das Schreiben nicht ohne Hast auf. Er hatte erst vor kurzem einen eigenhändigen Brief seines Vaters erhalten, worin ihm dieser in wenigen Zeilen (denn er liebte es, sich schriftlich äußerst lakonisch zu fassen) seine herzliche Freude und Zufriedenheit mit dem Verhalten Albrechts und der unter dessen Leitung stehenden Landsknechte bei Zurücktreibung des Anfalls der Seeräuber ausdrückte. Es mußte also etwas Außerordentliches vorgefallen sein, daß so bald wieder Nachricht einging.

Der heutige Brief war nicht von der Hand des Obristen, sondern von der seines Feldpredigers, Magisters Elias Haßhitzius, zu dessen Federführung Herr Christoph, wie er es daheim zu der des alten Gumprecht that, seine Zuflucht genommen hatte.

Elias Haßhitz meldete im Auftrage des Obristen, daß sich der Vizekönig seit einigen Tagen in Gaeta befinde und mit Herrn Christoph über einen

neuen Soldvertrag auf weitre vier Monate einig geworden sei. Es werde dieses den Herrn Hauptmann in Verwunderung setzen, da sich derselbe denken könne, wie herzlich der Herr Obrist nach der Heimath verlange. Aber die Bedrängniß des Vizekönigs sei von der Art, daß es sich nicht wohl habe abschlagen lassen. Die von Don Pedro aus Spanien und Deutschland verschriebenen Truppen seien noch nicht eingetroffen und ihre Ankunft nicht so bald zu erwarten; man höre von furchtbaren Rüstungen der türkischen Flotte. Dabei sei der Krieg mit Frankreich dem Ausbruche nahe. Der Vizekönig habe daher dem Obristen mit Vorstellungen und selbst Bitten auf das allerbeweglichste zugesetzt, auch erheblich günstigere Bedingungen unter Verpfändung eines seiner prächtigsten Schlösser in der Nähe der Hauptstadt angeboten, daß Herr Christoph endlich in eine fernere Werbung bis zum Schlusse des Juli gewilligt habe. Auch alle Hauptleute, die mit dem Herrn Obristen zu Gaeta in Besatzung lägen, seien auf den neuen Dienstvertrag eingegangen; so wie sich sämmtliche Landsknechte voll Wohlgefallens an den hier gehäuften Fleischtöpfen Aegyptens bereitwilligst auf's neue hätten anwerben lassen. Herr Hauptmann Holm, dessen Zustimmung in die neue Dienstübernahme der Obrist voraussetze, möge nun auch die

Anwerbung der mit ihm nach Montefelice entsandten Knechte in's Reine bringen.

Haßbitz entschuldigte sich, daß er noch nicht nach Montefelice gekommen sei, der dortigen Besatzung den Trost des Wortes Gottes zu bringen. Die Gefahr, der er sich als ein Prediger des unverfälschten Evangeliums Jesu Christi auf einer solchen Reise von der Bosheit des götzendienerischen Volkes dieser Gegenden ausgesetzt sehen würde, solle ihn nicht davon abhalten; aber eine Lähmung des linken Beines, an der er noch von Algier her leide, habe ihn bis jetzt gehindert, Gaeta zu verlassen. Er müsse es bei so bewandten Umständen für eine Gnade Gottes erkennen, daß die Heimkehr mit ihren Beschwerlichkeiten noch verzögert werde, obwohl es von der andern Seite eine gar schwere Prüfung und Leidensschule für ihn sei, länger in der leibhaften Hofburg des Baal und Beelzebub (denn als das erweise sich diese gottverworfene Stadt und Veste) leben zu müssen. Er befürchte, daß er hier gar nicht zur Heilung kommen werde. Alle Säfte müßten ja durch den Aerger, den er hier stündlich einschlürfe, ätzend gemacht und vergiftet werden. Nicht weniger als acht Mönchs- und Nonnenklöster seien in der enggestreckten Stadt, zwischen denen und den Festungswällen er, wie einst Jonas im Bauche des Wallfisches, eingeklemmt sitze.

Ich kann zwar, schrieb er, für gewöhnlich nicht viel von den Greueln hier mit eignen Augen wahrnehmen, da die Fenster meiner Kammer in einen Hof des Kastelles gehn, erfahre aber davon zur Genüge aus den Erzählungen der Landsknechte, von denen ich mir darüber berichten lasse. Auch ist mir gleich bei meiner Ankunft, so wie bei dem kurzen Ausritte, den ich neulich, um Luft zu schöpfen und meine kranken Glieder zu prüfen, versuchte, so viel von der hiesigen Pestluft entgegengeweht, daß mich der Qualm fast erstickt hätte. Auf allen Straßen, in alle Winkel der Stadt hin verfolgt einen das Chorgeschnarre vom Fette verquollener Mönchskehlen oder das Glockengebimmel zu irgend einer Heidenschändung des Dienstes des allein wahren Gottes; bei jedem Schritte stößt man auf ein halbes Dutzend braun, schwarz, weiß bekutteter Scheinwerksknechte des Satans; bald plärrt einem eine Procession über den Weg; bald kommt man an einer Bude vorbei, worin eine alte Hexe von Weibe Rosenkränze feilhält und vor der sich die unglücklichen Ankäufer drängen, um sich an dem verruchten Krame zur Hölle zu beten; an jeder Straßenecke stehen Abgottsbilder, vor denen diese elenden Unchristen auf den Knieen liegen. Ich bin kein Feind von andächtigen Bildern, aber als ich neulich auf meinem Ausritte den Unfug mit ansehen

mußte, der hier mit den von Menschenhand gemachten Götzen getrieben wird, kam ein paarmal ein solcher Grimm über mich, daß es mir in allen Fingern juckte, der einen und andern Heidenfratze auf ihr rothbemaltes Holzmaul zu schlagen. Auch mochte mir die dumme Menge, die sich auf den Straßen umtrieb, meinen gerechten Ingrimm angesehen und mich daran, obwohl ich keine Amtszeichen an mir trug, als den Prediger des reinen Wortes, den Gott in ihre Mitte gesendet hatte, erkannt haben; denn sie umringten mich plötzlich mit so drohendem Geschrei, daß ich, wenn mir Herr Christoph nicht ein paar wohlbewehrte Knechte zu meinem Schutze beigegeben hätte, wohl kaum mit heiler Haut nach dem Kastelle zurückgelangt wäre. Gegen das arge Heidenthum, das hier im Schwange geht, scheint sogar die papistische Kirche in Deutschland noch als eine reinerhaltene keusche Braut Jesu Christi zu rühmen; insoweit mir nämlich ein Urtheil darüber zukommt, da mich allerdings in Deutschland die Barmherzigkeit Gottes schon seit Jahren vor dem Jammer behütet hat, den Giftbrodem eines Ortes zu athmen, wo ein Troß von Mönchsglatzen und buntbehängten Meßpfaffen noch den Herrn spielt.

Er fügte hinzu, daß wenn ihn Gott schon immer mit einem heilsamen Widerwillen wider allen

und jeden papistischen Unflath gesegnet habe, dieser hier zu solcher Höhe gestiegen sei, daß er sich manchmal vor gerechtem Zorne nicht zu lassen wisse und neulich bei der Procession auf dem Heiligenfeste einem Blutsturze nahe gewesen sei.

Einige Seitenblicke auf die kirchliche Lauheit des Obristen folgten, die sich vornehmlich darauf bezogen, daß dieser den Aufhetzungen der Landsknechte durch den heißblütigen Magister mit Ernst und Entschiedenheit Einhalt gethan und nur dadurch die schlimmsten Excesse, die gröbsten Verhöhnungen der höchsten Gegenstände des katholischen Cultus von Seiten derselben abgewendet hatte. Auch beklagte sich Haßhitz darüber, daß die Nachgiebigkeit Herrn Christophs in kirchlichen Dingen so weit gehe, daß er es sich gefallen lasse, den Dienst des Herrn für sich und seine Landsknechte in einem halb unterirdischen Gewölbe des Kastelles, einer Art von Keller zu feiern, gleich als ob sie zu Falschmünzerei oder irgend sonst einem Verbrechen und nicht zur gottseligsten Handlung zusammenkämen. Die Entschuldigung des Herrn Obristen, daß man nicht mehr als nach den Umständen und der Sitte des Landes billig sei, fordern dürfe, könne Haßhitz nicht gelten lassen. Denn die Worte Jesu Christi lauteten: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers und Gotte, was Gottes

ist, und: Wer mich verleugnet vor den Menschen, den will auch ich verleugnen vor meinem himmlischen Vater! Wahrlich, wahrlich, schrieb Haßhitz, mit solcher Heimlichkeit und solchem Verstecken werden wir das Reich Gottes nicht erben.

Der Brief des Eiferers endigte mit einer Ermahnung an Albrecht, den Versuchungen des bösen Feindes, der ihn (so ersehe er aus den in Gaeta eingegangenen Briefen des Herrn Hauptmanns) in der Gestalt eines cananitischen Weibes mit den Verlockungen irdischer Lust bekämpfe, wacker Stand zu halten und sich nicht durch das Einverständniß in gewissen Glaubenslehren, wovon sein letzter Brief Erwähnung thue, täuschen zu lassen. Er, Haßhitz, könne das nur für eine der Mäusefallen des Satans halten, der ja ein Taschenspieler und Windmacher wie keiner sei. Doch selbst wenn es aufrichtig gemeint wäre, — so lange nur der tausendste Theil eines Quentleins von dem alten Teufelsdrecke in den reinen Teig des Evangeliums eingeknetet werde, bleibe die ganze Masse durchstänkert.

Diese fromme Warnung hielt jedoch Albrecht nicht ab, sich von der ihm eröffneten Aussicht, noch fast vier volle Monate in einem so gefährlichen Stande der Versuchung ausdauern zu sollen, unbeschreiblich beglückt zu fühlen. Gern wäre er sogleich zu Lucre-

zien geeilt, ihr davon Nachricht zu geben. Aber er besorgte, sie mitten im Unterrichte Lorenzos zu finden; auch empfand er in einer zu großen Eile und der als Grund derselben nothwendig zu unterstellenden Annahme auf seiner Seite, daß auch ihr an seinem längeren Aufenthalte viel gelegen sein müsse, etwas Zudringliches und Anmaßendes, wozu ihm ihr würdevoll-gehaltenes Wesen von heute morgen kein Recht gebe.

Er befahl dem Feldweibel, die Landsknechte sofort im Hofe des Schlosses zu versammeln, um ihnen den Inhalt des empfangenen Schreibens mitzutheilen und die neue Werbung in der üblichen Form vorzunehmen. Hier wurde der aus Gaeta mitgesandte Artikelbrief, der die Bedingungen der verlängerten Werbung erhielt, vorgelesen und die Namen der Knechte, die sich sämmtlich unter Lachen und frohen Scherzen zur Werbung drängten, in die zu diesem Zwecke neuangelegte Musterrolle eingetragen.

Auch die Gräfin erschien hier, während Albrecht die Knechte für die weitere Dienstzeit auf den Artikelbrief in Eid nahm, und äußerte unter allgemeiner Beistimmung und jubelndem Hüteschwenken der auf die Neuigkeit zusammengelaufenen Einwohner ihre Freude. Noch vor der Mittagstafel war das Geschäft zu allseitiger Zufriedenheit beendigt.

Nach der Tafel trat Lucrezia, als sie sich mit Albrecht allein gelassen sah, an diesen heran. Ich habe euch heute öffentlich nur kalt und schwach ausgedrückt, sprach sie, wie froh ich durch die Kunde eures längern Verweilens in diesen Landen — und hoffentlich in Montefelice — bin. Mein Herz treibt mich, das meinem tapfern Beschützer noch in einigen wärmeren Worten zu sagen. Ist es doch nicht allein der von eurem Heldenmuthe zu erwartende Schutz, was mir euer Verweilen theuer macht; — glaubt mir, daß ich auch den Werth eures Umgangs, eurer Freundschaft mit dankbarer und nicht bloß dankbarer Seele — —! Sie brach ab oder bewegte doch die Lippen nur in fast lautlosem Gelispel weiter.

Beide standen schweigend voreinander. Es rang in Albrecht, sich ihr zu Füßen zu werfen, ihr sein ganzes Gefühl zu bekennen; aber er fand nicht den Muth dazu.

Nun, es bleibt bei unsrer Verabredung, flüsterte Lucrezia. Wir treffen uns eine Stunde vor Sonnenuntergang im Pavillon rechts auf der Terrasse! — Eine grüßende Neigung ihres Hauptes begleitete diese Worte. — Auch er verneigte sich, — schwieg und schied.

Der Pavillon, welcher von der Gräfin zu dem verabredeten Gespräche bestimmt wurde, war nur nach der Seite des Berges von einer Steinwand

umschlossen; nach dem Meere hin wurde das Dach desselben von Säulen gestützt, um die sich Weinlaub und allerhand Schlingkraut wand, das sich auch in dichten Behängen von der einen zur andern Säule zog, ohne die Aussicht zu hindern. Nur da, wo die tiefer sinkende Sonne mit ihren Strahlen von rechts-her in den Pavillon zu dringen drohte, war der Blick durch ein engverflochtenes Gezweig von Lorbeer-, Myrten-, Oleandersträuchen gehemmt. Auch ein paar theils neben dem Pavillon, theils von einem tiefern Absatze der Terrasse aufsteigende Kastanienbäume deckten hier das junge, doch bereits vollausgewachsene Laub ihrer Wipfel als einen schon jetzt, in den ersten Tagen des Märzmondes, willkommenen Schirm zu Schatten und Kühlung vor.

Im Innern des Pavillons, auf der nach dem Berge gekehrten, in drei Felder getheilten Wand zeigte sich auf dem Felde links eine große symbolisch-allegorische Darstellung in Fresco zur Verherrlichung des mittelaltrigen und neuern Italiens hinsichts alles dessen, was hier in Poesie, Kunst, Philosophie und Wissenschaft gedacht und geschaffen worden; rechts eine gleiche Verherrlichung des italienischen Lebens mit Rücksicht auf heroische oder friedlich bürgerliche Entfaltung. In der Mitte stand auf lichten Wolken der heilige Petrus, in seiner erhobenen Rechten

die Schlüssel des Himmelreichs. Unter seinen Füßen sah man die sieben Hügel des ewigen Rom und darauf die Weltstadt in aller ihrer Herrlichkeit ausgebreitet; über dem Haupte des Apostels, der Schwingung des Gewölbes folgend und mit den sonstigen Verzierungen in harmonischem Einklange, glänzte die Figur des Kreuzes in Gold, mit der Inschrift, wie es einst dem Kaiser Constantin erschienen war: **in hoc signo vince!**

Lucrezia saß, als Albrecht zur bestimmten Stunde in den Pavillon trat, auf einem Ruhebette, welches unter der colossalen, von einem würdigen Schüler Michael Angelos gemalten Gestalt des Apostels und dem darüber befindlichen goldnen Kreuze stand. Zu beiden Seiten waren, der geschlossnen Steinwand entlang, die Büsten italienischer Dichter, Denker und Helden in gleichen Zwischenräumen aufgestellt. Die Tracht der Gräfin war, wie gewöhnlich, fast die einer Nonne. Sie las in einem Briefe, den sie heute Nachmittag von Contarini empfangen und mit in den Pavillon genommen hatte, um sich bis zu Albrechts Ankunft wieder und wieder daran zu erquicken, auch weil ihr eine Stelle desselben als wohlgeeignet zur Mittheilung an ihren deutschen Freund mit Bezug auf den Gegenstand der bevorstehenden Unterredung aufgefallen war.

Der betrachtungstiefe Ernst im Antlitze der frommen Leserin, in deren sinnendem Ausdrucke sich der Ernst und die Tiefe des Gelesenen spiegelte, die kirchlichen Gestalten und Embleme, die sich über ihr, wie Embleme ihres eignen Wesens erhoben, die dunkle Einfachheit und der fast klösterliche Schnitt ihrer Kleidung gaben ihr und ihrer Umgebung selbst für das protestantische, doch im Uebrigen nur zu empfängliche Gemüth Albrechts den Charakter von etwas Ueberweltlichem und Heiligem, der ihn mit ehrfurchtsvoller Scheu auf der Schwelle des Pavillons festhielt. Seine Scheu wurde auch dadurch nicht vermindert, sondern nur eigen gefärbt, daß neben jener Kirchlichkeit und Heiligkeit zugleich aller Glanz und alle Lust der Erde, nicht bloß in der edlen Schönheit der Gräfin, sondern auch in dem reichen Durchblicke, der sich zwischen den Säulen des Pavillons nach der Ebne und dem Meere hinab aufthat, in dem wundersamen Dufte, der von der Terrasse herein und den untern Absätzen derselben herauf der Pavillon erfüllte, auf sein halb irdisch, halb himmlisch berauschtes Herz eindrang. Schon auf dem Wege nach dem Pavillon hatte er bei jedem Schritte über die Terrasse die entzückende Einwirkung einer zauberischen Natur auf Sinne und Seele empfunden. Jetzt, wo man in Deutschland noch im Ausgange

des Winters zwischen Schnee und Thauwetter verkehrte, schwoll hier auf Terrasse wie Ebne und Bergabhang alles von Grün und Früchten, winkten Citronen und Orangen in goldheller Reife unter den Blättern hervor und labten sich von den lauen Lüften geliebkost, öffneten überall Blumen und Blüthen ihren duftigen Schooß. Ja, die Mandelbäume hatten bereits ihren zarten Blüthenschmuck abgelegt, der Wein, den man „Dreimal des Jahres" nennt, sich schon Einmal seiner Trauben in die Kelter entladen. Und welchen Hintergrund für dieses üppige Leben der Natur bot das weite, silberblaue Meer von friedlich besegelten Schiffen durchglitten!

Auf all diese landschaftliche Herrlichkeit, dieses Blühen und Duften achtete nun zwar Albrecht nicht, als er mit banger Ehrfurcht in der Thüre des Pavillons harrte. Er sah nur Lucrezien, nur die Hoheit und Heiligkeit ihrer Erscheinung, die Schönheit dieser sinnenden Züge, den vollen und doch so edlen Schwung dieser Formen und Linien von der betrachtenden Stirne bis zu dem reingebildeten, schmalen, unter dem langen, dunklen Gewande vorblickenden Fuße nieder. Dieser Schwung, diese Schönheit war das Einzige, was er von dem reichen Naturleben um ihn her mit Bewußtsein empfand; aber unbewußt wirkte doch die entzückende Landschaft und der

Balsam, den er athmete, mit, ihn in eine süße Berauschung zu wiegen. Meer, Luft und Erde schienen heute gleichsam den Rahmen um jene Schönheit zu weben, das Licht darauf zu werfen, worin sie sich erst in ihrer ganzen Macht und Unwiderstehlichkeit wies.

Doch trotz dieser mehr irdischen Erregung blieb die Scheu, der Eindruck von etwas Verklärtem und Heiligem. Beides mischte sich zu einer Stimmung, die ihn zu dem verabredeten Gespräche eher hinleitete, als davon abzog. Es war kein Taumel in seiner Berauschung; er fühlte seinen Sinn erhöht, sich geneigt, in einem Gespräche über fromme und göttliche Dinge die Beruhigung für das unsichre und ihn selber beklemmende Umherirren seiner Empfindungen zu finden.

Wie hätte er auch unempfänglich oder zerstreut sein sollen? Bei der Erklärung, die er aus dem Munde Lucreziens zu erwarten hatte, war ja die Hoffnung seiner Liebe betheiligt.

Fünftes Kapitel.

Lucrezia, die vielleicht aus frommer Absichtlichkeit noch eine Weile voll der andächtigsten Aufmerksamkeit fortzulesen schien, nachdem sie bereits die Annäherung Albrechts bemerkt hatte, legte mit einer leichten Bewegung der Ueberraschung den Brief auf den vor dem Ruhebette befindlichen Marmortisch und lud den jungen Kriegsmann durch einen Wink nach einem der Sessel des Pavillons ein, darauf Platz zu nehmen. Ihr habt heute Morgen, begann sie, einen schweren Verdacht gegen mich ausgesprochen, der darum nicht minder schwer in meinen Augen wiegt, weil er in euern, des Protestanten, Augen, einem Lobe gleichkommt. — Es lag nichts Herbes in dem Tone, womit sie diese Worte sprach, aber ein feierlicher Ernst, der den irdischen Beisatz in der Stimmung Albrechts vollends zu Boden drückte, um so mehr, als dieser jetzt der erhabenen Gestalt des Apostels mit der Stirne und den Brauen eines der

Pforte des Himmelreiches Gewaltigen und Herrschers über die Gedanken der Menschen nahe gegenüber saß.

Bei eurer Vorstellung von unsrer heiligen Kirche, fuhr Lucrezia fort, kann es mich zwar nicht wundern, wenn ihr sie für so unvereinbar mit dem tiefsten Inhalte des Evangeliums haltet, daß ihr da, wo ihr beide dennoch vereint findet, nur den verunglückten Versuch eines in eigne willkührliche Träumereien verirrten Geistes, oder wie ihr es nun milder ausdrücken mögt, annehmt. Leider habt ihr an meinem ehrwürdigen Oheim gesehen, daß es auch innerhalb der Kirche nicht an Ungünstigen fehlt, die einen solchen Versuch nicht blos als eitel, sondern verwerflich schelten. Doch wie es auch mit dem Werthe und Erfolge dieses Versuches beschaffen sein mag, jedenfalls seid ihr im Irrthum, wenn ihr die Uebereinstimmung, in der ich mich selig preise und mit deren Zerfallen alle Grundvesten des Heiles für mich wanken würden, bloß für ein von mir selber in ländlicher Stille ausgesponnenes Wahnbild erachtet. Wäre es ein Wahn, so habe ich mich ihm doch nur als demüthige Schülerin frommer und geweihter Männer hingegeben, deren tiefe Gottesgelehrsamkeit und hohe kirchliche Würde mir außer dem Zeugnisse meines eignen Geistes Gewähr giebt, daß ich keinem Wahne gehuldigt habe.

Sie benachrichtigte ihn, daß mehrere unter den edelsten Leuchten der theologischen Litteratur Italiens, mehrere der höchsten Würdenträger der Kirche, ja einige Mitglieder des Cardinalcollegiums mit ihr in allen wesentlichen Punkten einverstanden seien. Sie nannte ihm die Cardinäle Contarini, Pole, Fregoso, Morone, den General der Domherren zu Venedig Buonarici, den gelehrten Benedictinerabt Giambattista Folengo. Und wie viele könnte ich euch noch nennen, die von dem Ruhme ihres Geistes und Wissens das gesammte Italien erfüllt haben, die aber für euer deutsches Ohr doch wohl nur Namen bleiben dürften und unter denen ich mich daher beschränke, bloß des unübertrefflichen Marc-Antonio Flaminio zu gedenken. O wäre es nur dieser und der herrliche Contarini, die ich als meine Wegweiser und Verbündeten in den Sachen des Glaubens nennen könnte, wahrlich, man dürfte mir nicht vorwerfen, leichtsinnig einem Irrlichte gefolgt zu sein, oder gar einen leeren, in meinem eignen Auge aufspielenden Schein mit der Sonne der Wahrheit verwechselt zu haben!

Sie pries voll der wärmsten Bewunderung den hohen weltumfassenden, weltdurchdringenden Geist, den einfachen kindlichen Sinn, die apostolische Lebensweise und Thätigkeit Contarinis; wie er den

scharfen Blick und die Gewandtheit des Staatsmannes mit der Arglosigkeit eines Taubenherzens vereinige und im Kreise seiner Freunde mit ebensoviel Anmuth auf die leichtesten Gegenstände der Unterhaltung eingehe, als er mit beredtem Tiefsinn in die verborgensten Schachte des Gedankens zu leuchten und durch eignen Aufschwung und begeisternde Anregung das Gespräch zu den höchsten Flügen des Geistes zu entbinden wisse; mit welcher anspruchslosen Heiterkeit, wie entfernt von aller scheinheiligen Ostentation er den schwersten Pflichten des Priesters und Christen genüge. Den schwersten Pflichten, sprach Lucrezia, wenn man sie nach dem Maaßstabe der Kinder dieser Welt mißt, deren Schwere aber von ihm und seiner mehr im Himmel als auf Erden heimischen Seele nur als ein die Bürde des Irdischen und Vergänglichen erleichterndes Athemholen seines innern himmlischen Menschen empfunden wird.

O wenn euch jemals das Glück blühen sollte, rief sie, diesen ächten Cardinal und Kirchenfürsten näher und persönlich kennen zu lernen, wie müßte sich nicht bloß durch die Belehrung, die euch von seinen Lippen zuflösse, sondern schon durch seine Existenz und Gegenwart euer Vorurtheil wider unsre heilige Kirche berichtigen, die ihr nur aus dem ver-

kehrten Treiben der Ablaßkrämer in Deutschland zu kennen scheint.

Doch eben diese Ablaßkrämer —, entgegnete Albrecht schüchtern, denn er fühlte nicht mehr die frühere Sicherheit in seinem Kampfe wider den Papismus Lucreziens. Ist nicht auch schon ihre Existenz ein Beweis —

Daß schwere Mißbräuche in die Kirche eingeschlichen waren, fiel die Gräfin ein. Ich bin geneigt, euch das in einem Grade zuzugeben, der hinter den Vorwürfen, womit ihr selbst den römischen Stuhl überhäuft, kaum zurückbleiben dürfte. Die Kirche hat in verderblicher Erniedrigung und Verwirrung gelegen; sie ist durch Eigennutz, Frevel, Verbrechen besudelt worden. Aber die Zeiten dieser Schmach, von der eigentlich der Kern und das Mark der Kirche nie berührt wurde, sind vorüber; die Braut Christi hat den Schmutz von ihrem Schleier geschüttelt, der ihr nur von außen her angeflogen war. Ein Hauch des Frühlings hat nach langem harten Winter geweht; fromme und erleuchtete Männer haben die göttliche Urlehre der Kirche, wie sie durch die heilige Schrift, durch beglaubigte Tradition und die Aussprüche der Concilien feststeht, von der spätern menschlich-philosophischen Auffassung und Deutung der

Scholastiker geschieden, haben erkannt und behauptet, daß die letztere mit ersterer nicht eins und dasselbe, nicht gleich berechtigten Ursprunges sei, daß man sich von den Distinctionen des Aristoteles abwenden könne, ohne aufzuhören, ein Christ zu sein. Sie haben auf die Quelle des ewigen Lebens hingewiesen, die in der Lehre von der Heilskraft des Glaubens fließe; als auf den heilenden Gesundbrunnen für die sündige Menschheit, über welchen das Domgebäude der Kirche gewölbt sei, nicht um ihn zu verbauen, sondern ihn besser zu schützen und den Zugang der Kranken und Heilsbedürftigen zu ihm zu erleichtern. Selbst in Vielen, deren starrer werkverdienstlicher Sinn hierauf nicht eingegangen ist, hat sich doch eine tiefere Frömmigkeit, eine reinere Sitte, ein ernstes Bestreben nach dem Heile entwickelt. Ihr habt meinen Oheim gesehen und werdet einräumen müssen, daß die Kirche sich eines solchen Priesters nicht zu schämen braucht.

Albrecht bekannte, welchen ehrfurchtgebietenden Eindruck der Anblick und die Redekraft Hieremias auf ihn gemacht habe. Doch eine Hauptfrage bleibt, setzte er hinzu, wie sich der Papst zu der Lehrmeinung eurer Freunde verhält. Die ganze Christenheit müßte ja davon wiedergehallt haben, wenn er sich ihr geneigt erklärt hätte. Auch soll er nach allem,

was ich von ihm gehört habe, mehr in den heidnischen Schriftstellern, als in der Bibel bewandert und überhaupt ein so prunklustiges und herrschaftgieriges Weltkind, wie nur einer seiner Vorgänger sein.

Paul der Dritte ist leider kein Heiliger, erwiederte Lucrezia: und ob er in seinen theologischen Meinungen mehr zu den Ansichten Contarinis oder der Verdienstlehre Hieremias und Caraffas hinneige, darüber hat er bis jetzt eine entscheidende Erklärung zurückgehalten. Mag sein, daß ihn bei dieser Zurückhaltung bloß eine politische Rücksicht leitet, daß sein eigner verweltlichter Sinn über die geheimnißvollen Tiefen des religiösen Lebens nicht im Klaren ist, wohl gar nicht das Bedürfniß hat, in's Klare zu kommen. Doch ist es nicht schon von Bedeutung, ist es nicht schon ihm zum Ruhme zu rechnen, daß er eine Lehrmeinung wie die meiner Freunde in seiner nächsten Umgebung duldet? Und nicht bloß duldet. Er selber hat Contarini, Morone, Fregoso in seine Nähe berufen, hat sie in die Commission gewählt, die von ihm mit Ausarbeitung eines Entwurfes über die herrschenden Mißbräuche und deren Abhülfe beauftragt worden ist, hat mit Contarini oft über diese Abhülfe geheime vertraute Unterredung gepflogen; er hat Contarini zum Religionsgespräche nach Regensburg entsandt und dadurch vor aller Welt

an den Tag gelegt, daß er ihn für vorzüglich geschickt zur Beilegung des unseligen Zwistes im Interesse unsrer heiligen Kirche und also gewiß für einen ächten und treuen Sohn dieser Kirche halte.

Das Religionsgespräch in Regensburg hatte während der Monate, wo Albrecht in der Reichsstadt verweilte, stattgefunden und der ehrwürdige Cellarius ihm mancherlei Mittheilungen darüber gemacht. Doch war ihm, da bei dem Gespräche doch nichts herausgekommen war, der nähere Inhalt des damals Vernommenen, so wie der Name des vom Papste gesandten Cardinales entfallen, auch dieser Name in der holperigen Verdeutschung, worin er über die Lippen des Magisters ging, unkenntlich geworden. Ich erinnre mich, sprach er, damals von einem frommen Geistlichen unsrer Kirche gehört zu haben, daß Luther die Zugeständnisse, die dort von Seiten des Papstes gemacht worden, als eitel Lug und Trug schelte, was der fromme Mann, der mir das kundthat, ein wahrer Mann Gottes, auch für seine eigne Ueberzeugung erklärte.

O unter den schweren Verantwortungen, die auf eurem Luther lasten, sprach Lucrezia mit tiefer Bewegung, ist gewiß eine der schwersten, daß er das große, schon im besten Gange begriffene Friedenswerk durch sein gehässiges Mißtrauen, sein unduld-

sames Uebelwollen gehindert hat. Der König von Frankreich that das Seine, um die heilige, von seinem kaiserlichen Nebenbuhler gepflegte Blüthe nicht zur Frucht reifen zu lassen. So erlangte denn auch am Hofe des Papstes die Partei Caraffas, die starr dem Alten huldigt, das Uebergewicht, und Contarini kehrte, um das schönste Werk seines Lebens betrogen, fast mit Ungunst vom Papste empfangen, nach Rom zurück.

Die Ungunst, die hier seiner wartete, fuhr sie nach einer schmerzlichen Pause fort, hat, insoweit sie vom Papste persönlich ausging, nicht lange gedauert. Aber wenn auch Lächeln und Huld auf das Antlitz des Nachfolgers Petri meinem erhabenen Freunde gegenüber zurückgekehrt ist, Contarini und die es mit ihm halten, stehen nicht mehr wie früher. O es war eine schöne Zeit, als Post auf Post aus Deutschland die Nachricht einer neuen Versöhnung brachte, die den frommen Berathern zu Regensburg über einen wichtigen Satz des Glaubens gelungen sei, als Cardinal Pole eines Morgens während meines letzten Aufenthaltes zu Rom in mein Zimmer trat und mir zurief: Laßt uns Hosianna singen! sie sind jetzt über die vier Grundwahrheiten des Evangeliums einig. — Ja, es war eine schöne Zeit, — die vorüber ist! Wir haben auf die stolze Hoffnung verzichten

müssen, die Verirrten zurückzurufen, die der Arche Gottes Entwichenen aus der Sündfluth zu retten. Nur innerhalb der Kirche können wir noch wirken. Auch hier ist unsre Aufgabe schwieriger, unsre Stellung unsichrer geworden; durch den verunglückten Versuch hat sich der Einfluß des finstern Caraffa und seines Anhanges gesteigert. Aber noch ist nichts verloren zu geben; noch bleibt uns Contarini; sein sanfter, milder Geist ist ein Anker von Erz im Sturme.

O wenn ihr ihn kenntet! rief sie. Doch ihr sollt ihn kennen lernen, noch heute, sogleich. Aus diesen Zügen seiner Hand, in die ihr mich vertieft fandet, spricht seine Seele. Sie enthalten die Antwort auf einen Brief, worin ich ihm eine Betrachtung mittheilte, die auch in meinem Gedenkbuche eine Stelle gefunden und mich in letzter Zeit viel beschäftigt hat. Ihr werdet daraus am besten ersehen, wie Contarini über das Mysterium unsrer Rechtfertigung denkt und ob ich Ursache habe, mich wegen eines solchen Führers glücklich zu preisen.

Sie las: Was ihr über die Liebe zu Jesu als den Grund und Lebensodem des Glaubens schreibt, hat meine vollste Beistimmung. Und die Liebe zu Jesu, zu Gott in Jesu, wird sie nicht nothwendig zugleich Liebe zur Menschheit in Jesu sein und die Liebe zu unsern Brüdern, eine hülfbereite, aufopfe-

rungswillige Liebe, wie die Wurzel den Stamm und seine Aeste, aus sich hervortreiben. Denn was wäre eine Liebe zu Jesu, die sich des Geliebten nicht würdig zu machen, ihm nachzuwirken strebte, die in den Menschen nicht die Brüder des Menschensohnes, den Gegenstand seiner Liebe, ihn selber liebte?

Euer Bedenken dagegen, daß wenn so die Liebe zur Voraussetzung des Glaubens gemacht und mit und in dem Glauben zu unsrer Rechtfertigung gefordert werde, man aus der Freiheit des Evangeliums auf den Standpunkt des Gesetzes zurückfalle und statt der freien Bestrebung des dankbaren Kindes wieder ein erzwungenes und daher knechtisches Verhalten herbeiführe, kann ich nicht theilen. Darin habt ihr recht: eine erzwungene Liebe wäre wie ein brennender Schnee. Aber eben weil sich die Liebe so wenig als der Glaube erzwingen läßt, brauchen wir vor jener Forderung nicht zurückzuscheuen. Allerdings ist dem Herrn unser Thun nur wohlgefällig, wenn es nicht aus Zwang und Furcht, sondern aus freiem Triebe hervorgeht. Ein solcher Trieb kann aber in wahrhafter Freiheit nur aus der Liebe erwachsen, nur die Liebe selber sein; sie, die ihrem innersten Kerne nach freier Art, ein Geschenk der Gnade, eine Lebensäußerung des heiligen Geistes im Menschen ist. Darum dürfen und müssen wir,

wenn wir auf der einen Seite festzuhalten haben, daß wir ohne alles Verdienst unsrer Werke bloß aus Gnaden vor Gott gerecht werden, eben so festhalten, daß uns der Glaube nur rechtfertige, wenn er ein in Liebe lebendiger und thätiger ist.

Es ist hier kein Widerspruch. Denn nicht von diesem oder jenem Werke, nicht von so und soviel Werken und einem danach abzumessenden Verdienste handelt es sich, sondern davon, daß der Glaube, die einzige Bedingung unsrer Rechtfertigung, seinem Wesen entspreche, daß er unsre Seele dem Einzuge des Geistes Gottes öffne und nicht bloß eine klingende Schelle sei, oder wie der Glaube der Dämonen, die da glauben und zittern.

Eine Pause folgte auf die Verlesung dieses Schreibens. Albrecht saß in stillem Nachdenken, das sich die Gräfin zu stören scheute. Er erklärte, daß die Betrachtung im Buche Lucreziens, deren er sich noch wohl erinnere, da dieselbe ihn mehr als alles Andre darin angesprochen habe, durch das Schreiben Contarinis erst ihr Siegel erhalte. Er konnte nicht mehr daran zweifeln, daß es Cardinäle der römischen Kirche gebe, die das Dogma von der Kraft und Bedeutung des Glaubens, diese Kernlehre des Evangeliums, in einem Sinne auffaßten, zu dem er sich aus vollstem, innerstem Gemüthe bekennen mußte.

Auch schadete es der Sache Lucreziens in seinem soldatischen Herzen nichts, daß die Gräfin sie offen als eine gefährdete, erschütterte, zu schwerem Kampfe berufene dargestellt hatte. Im Gegentheil wurde das eher zu einem Reize für ihn, sich in einem so edlen Kampfe an die Seite der Geliebten zu stellen. Der ergreifende Ausdruck einer heroischen Resignation, der das Antlitz Lucreziens bei dem Bekenntnisse der gefährdeten Lage ihrer Partei überdunkelte, bis sich dieser Ausdruck beim Lesen des Briefes Contarinis in den der demüthigsten Andacht mit zitterndem Laute der Stimme verlor, der beseligte, seelenvolle Blick, den ihr sinniges Auge auf ihn richtete, als er seine lebhafte Beistimmung zu den Worten ihres geistlichen Freundes erklärte, die ganze Macht der nonnenhaft keuschen und doch so lebenswarmen Schönheit Lucreziens, — die Lichter, Farben, Düfte, die ihn umspielten, kamen dazu.

Sechstes Kapitel.

Als sie sich bei schon tiefer hereinbrechendem Dunkel trennten, sagte Lucrezia: Wir sind uns heute

in der Feindlichkeit unsrer kirchlichen Stellungen freundlicher begegnet, als es noch der Fall gewesen ist. Diese Stunde hat einen so wohlthuenden Eindruck bei mir hinterlassen, daß ich wünsche, es möge nicht die letzte sein, die uns über diese wichtigste Angelegenheit einander näher führt. Ihr habt mir in eurem heutigen Schreiben den Trost des Freundes versprochen oder vielmehr ihr habt gezürnt, daß ich diesen Trost nicht beansprucht habe. Nun wohl, ich thue es jetzt. Welcher Trost nach solchem Verluste wäre wirksamer, als eine gemeinsame Erhebung mit dem lieben Freunde, der mir noch bleibt, nicht auf lange mehr bleibt (ihre Stimme bebte), zu den heiligsten Dingen. Wenn ihr in den nächsten Tagen um dieselbe Stunde nichts Besseres vorhabt und euch keine Pflicht abhält, wird es mir immer erwünscht sein, euch hier zu empfangen.

Es war die Stunde, wo ihr Söhnlein Lorenzo Unterricht im Reiten erhielt. Ein Ausritt in der Abendkühle mit seinem Reitmeister, auf dessen Vorsicht, auch wegen Vermeidung der Seeräuber, die Gräfin sich verlassen konnte, nahe um die Stadt her, schloß sich gewöhnlich diesem Unterrichte an, so daß sich die Gräfin vor dem Zudrange des Knaben gesichert wußte. Wie klangen die Worte: mit dem lieben Freunde, der mir noch bleibt, und der Ton,

womit sie gesprochen worden, heute den ganzen Abend und fast noch heller beim ersten Erwachen am Morgen in Albrechts Herzen nach, daß er, obwohl es nur ein paar Stunden über Mitternacht war, keinen Schlaf weiter finden konnte.

Die Kirche ist von ihren sündhaften Vertretern im Laufe der letzten Jahrhunderte mit argen Makeln befleckt worden, so begann die Gräfin am nächsten Abende. Wohl werden davon im Grunde nur jene Unwürdigen, nicht die untilgbare Reinheit der Kirche betroffen; doch müssen wir die Schwachheit Derer entschuldigen, für deren Auge sich der Glanz dieser Reinheit selber verfinstert hat. Wir dürfen sie entschuldigen, so lange es keine selbstwillige Blindheit ist, die sich auch bei zugänglicher Heilung wider den Helfer sträubt und hinter der vorgezognen Hornhaut gefällt. Ich kann das von euch nicht fürchten, der ihr gestern so warm und aufrichtig eure Beistimmung zu den herrlichen Worten meines römischen Freundes ausgesprochen habt. Ihr habt des Gerechtigkeitsgefühles, der Besonnenheit, des ächten Sinnes für das Wahre und Große zu viel, um die Kirche Gottes nicht leichtsinnig zu verurtheilen, nicht in dieser Verurtheilung zu beharren, wenn euch eine beßre Ueberzeugung aufgedrungen wird. Ihr könnt euch nicht auf immer der Ueberzeugung verschließen, daß

wir um der Verirrungen und Frevel einzelner Päpste und Priester, ja ganzer Schwärme von Priestern, ganzer Reihenfolgen von Päpsten willen, noch nicht berechtigt werden, die göttliche Einsetzung des Papst- und Priesterthums zu leugnen. Denn das Priesterthum in seiner hierarchischen Gliederung mit seinem Haupte, dem Papst, ist ja die heilige Klammer, die allein die Einheit der Kirche zusammenhält. O diese Einheit, die der Herr auf seinem irdischen Wandel durch die deutlichsten Sprüche verkündet hat, in der sich die Gemeinschaft des menschlichen Geschlechtes mit seinem Heilande, die Gemeinschaft in dem Tröster, den Jesus Christus gesandt hat, ausdrückt, sollen wir sie in hundert und aberhundert Staats- oder gar Stadtkirchen zersplittern, sie nach der zufälligen Theilung des Landgebietes der buntscheckigen Oberhoheit unzähliger Markgrafen, Landgrafen, Kurfürsten, meinethalb auch Könige preisgeben? Sollen wir die Magd des Herrn zur Knechtin der Fürsten erniedrigen? Ist es das weltliche Fürstenthum, das berufen ward, die Verfassung, den Cultus, ja unter Zuziehung beliebiger Theologen die Glaubenslehren der Kirche zu bestimmen und das Siegel seiner Vergänglichkeit auf das Unvergängliche zu drücken? Nicht bloß die Einheit, auch die Freiheit, die Unabhängigkeit der Kirche von der Macht dieser Welt

steht oder stürzt mit der Macht des Papstes. Diese Macht ist der Fels, auf den der Dom der Kirche gegründet ist. Umsonst hat es Luther versucht, den Bibelspruch wegzudeuteln, worin der Herr das ausspricht und der selber ein Fels ist, an dem sich die Wogen der Ketzerei brechen. Noch steht der Stuhl des heiligen Petrus und wird stehen, so lange das Wort Jesu Christi steht! Aller Ruhm, alle Größe Italiens bis auf diese Eine ist welk geworden; doch diese letzte Herrlichkeit soll Rom nicht entrissen werden!

Der Blick des jungen Holm hob sich bei diesen Worten unwillkührlich nach dem Bilde über dem Scheitel der Gräfin. Es war, als ob sich der Apostel noch voller von Gottesmacht emporrichte, seine Locken noch erhabener wehten; wenigstens kam es Albrecht so vor. Die übergoldeten Schlüssel in der Hand des Himmelsfürsten, das goldne Kreuz über ihm schimmerten blendend im Scheine der Abendsonne, der durch die Lücken des Laubes irrte. Selbst die patriotische Wendung, welche der katholische Begeisterungsflug Lucreziens nahm, that der Wirkung ihrer Worte keinen Eintrag, sondern gab dem Ergusse nur eine noch tiefere menschliche Wärme.

Albrecht gedachte seines Zusammentreffens im Rathskeller der Reichsstadt mit Ritter Wolfram, der Klagen des Alten über das Emporkommen der Für-

stenherrschaft, die sich auf Kosten der Kirche zum Schaden der deutschen Freiheit erhebe, über die durch die Kräftigung des Fürstenthums befestigte Zerstückelung Deutschlands, die Spaltung des Einen theuern Vaterlandes durch die Reformation in zwei feindliche Bünde *). Wir wissen, daß diese Klagen kein unempfängliches Ohr bei ihm gefunden hatten. Die Idee einer einigen, die ganze Menschheit umfassenden, nur unter der Leitung Gottes und ihres eignen Priesterthums stehenden Kirche, wie sie Lucrezia der territorialen Besonderung und weltlichen Vielhäuptigkeit der protestantischen Kirche entgegenhielt, erhob sich zum ersten Male vor ihm in berechtigter Größe.

---

*) Der Verfasser kann hier eine historische Bemerkung nicht unterdrücken. Wenn die Kräftigung und Erhebung des deutschen Fürstenthums im Verhältnisse zu der Einheitsmacht des Kaisers und die dadurch herbeigeführte particularistische Zerstückelung Deutschlands für ein Uebel zu halten ist, müssen wir jedenfalls die größere und erste Schuld davon nicht der Reformation, die nur eine spätere Entwicklungsstufe bildet, sondern dem Verhalten des Papstthums in seinem mittelaltrigen Weltkampfe gegen das Kaiserthum beimessen. Es war eine Nemesis, die das Papstthum erreichte, als es die nämliche Fürstenmacht, mit welcher es sich im Ringen wider die Macht der salischen und hohenstaufischen Kaiser verbündet und die es durch dieses Bündniß gestärkt hatte, nun zu seiner gefährlichen Feindin erwachsen sah.

Es traf ihn, daß das landeshoheitliche und wohl gar bischöfliche Recht, das sich die protestantischen Fürsten über ihre Landeskirchen zuschrieben und kraft dessen sie sich als die kirchliche Obrigkeit ansahen, welcher die oberste Anordnung, Bestimmung und Sanction in allen Angelegenheiten des Glaubens und Cultus innerhalb ihrer Territorien gebühre, von bedenklicher und zweideutiger Art sei. Hatte nicht das Beispiel Heinrichs VIII. von England gelehrt, bis zu welcher launischen Tyrannei diese Anmaßung der Fürsten über das Gewissen ihrer Unterthanen führen könne!

Doch indem er des von Heinrich VIII. ausgegangenen Blutgesetzes der sechs Artikel gedachte und ihm der Schauder, womit er einst den Bericht eines Engländers über das geistliche Blutregiment des Königs vernommen hatte, auf's neue durch die Seele lief, regte sich von der andern Seite die Erinnerung an alle die Schrecken und Gewaltmaßregeln in ihm, die den Gang der alten Kirche seit Jahrhunderten bezeichneten und mit Blute färbten. — Mag sein, daß mancher Mißbrauch in eurer Kirche nur ihren schlechten Vertretern zur Last fällt, sprach er; aber Bann, Interdict und vor allem die entsetzlichen Ketzergerichte, die kann man doch nicht bloß den einzelnen Päpsten und Priestern zur Last legen. Und sind

diese Greuel nicht ärger, als das ärgste, was die Macht eines tyrannischen Fürsten bringen kann, der doch immer nur seinem eignen Lande gebietet. Wahrlich, wenn man an das Reich der Scheiterhaufen und des Ketzergemetzels denkt, das die römische Kirche den christlichen Völkern bereitet hat, muß einem die Weltherrschaft der Päpste als das größte Unheil und jeder Abbruch, der ihr geschehen ist, als ein Segen erscheinen. Er erklärte, daß ihm schon auf der Schule zu Heilbronn nichts an der päpstlichen Kirche verhaßter gewesen sei, als die rohe Gewalt, womit sie die Gewissen unter dem Joche halte, daß sich ihm bei dem Andenken an den Feuertod Hussens das innerste Herz umkehre.

Wie war er verwundert, als die Gräfin auf das lebhafteste einstimmte und zwar der Kirche das Recht wahrte, ein unwürdiges Mitglied von ihren Wohlthaten, ihren Heilsmitteln, von jeder Theilnahme an ihr auszuschließen, zugleich aber alle Härten und Grausamkeiten des Inquisitionsverfahrens nur für das Erbe einer finstern Zeit und ihres Barbarenthums erklärte. Niemand könne hiervon durchdrungener als Contarini sein, niemand mit dem Vertrauen einer festeren Zuversicht auf Gott an der Hoffnung festhalten, daß der Tag nicht ferne sei, wo auch die letzte Spur dieses Barbarenthums von der

Kirche hinweggewischt sein werde. Ja, wir dürfen auf einen Tag hoffen, wir dürfen hoffen, ihn noch zu erleben, rief sie, wo es die Kirche aufgiebt, ihre Glieder anders als durch freiwillige Unterordnung unter das Gesetz des Heiles, das kein Gesetz mehr ist, sondern die froheste Botschaft, zu binden. Selbst der irdische Staat ist erst dann, was er soll, wenn sein stärkster Kitt nicht in Furcht, sondern in freier Hingebung und vernünftiger Einsicht besteht. Wir dürfen selbst für den irdischen Staat an einer Zukunft nicht verzweifeln, in der die höchste Freiheit des Einzelnen sich mit dem Wohle des Ganzen versöhnt; wie viel weniger für den himmlischen Staat der Kirche Gottes? Es wird eine Zeit kommen, ob wir sie auch nicht mehr erleben, wo sich die Völker der Erde in der freiesten Entwicklung ihrer weltlichen Formen um den Stuhl Petri lagern, dessen Nachfolger nicht mehr mit der Ruthe des Zornes, sondern der Palme des Friedens und der Liebe ihre verbrüderten Herzen lenkt, als die geistige Sonne, um die sich der friedliche Planetengang der christlichen Menschheit bewegt, als die sanftwirkende Kraft, die mit stillem, magnetischem Zuge die widerstrebenden Elemente an sich lockt, bis sich endlich alle Herzen aus freiem Drange als die Bürger des großen Gottesstaates auf Erden erkennen und unter Füh-

rung des Einen, den der Herr mit der Verwaltung dieses Reiches betraut hat, in dem Dienste des Lammes beseligen!

Die Verklärung des Antlitzes und gehobnen Auges, womit die Gräfin diese Worte sprach, hatte einen Anhauch von schwärmerischer Verzückung. Albrecht empfand dies und wie sehr auch der Inhalt der Rede von dem Enthusiasmus des Schwärmers getränkt sei. Es fiel seiner Bibelfestigkeit auf, daß die lichte Zukunft, die Lucrezia in ihrem prophetischen Auffluge zu erblicken meinte, mit den düstern Weissagungen des Herrn von den Zeiten der Trübsal, der Ungerechtigkeit und des Abfalls am Ende der Tage nicht wohl zu vereinigen stehe. Demungeachtet fühlte er sich, nicht ohne Schwindel, wie in die unbekannte Region eines ätherischen Lichtes emporgerissen.

Darf ich euch, frug er am nächsten Tage mit einer Bescheidenheit des Einwurfs, die er in theologischen Dingen sonst wohl vergessen konnte, ein Bedenken vortragen? Ich weiß einen Widerspruch nicht zu lösen, der mir in der von euch aufgestellten Lehre zu liegen scheint. Ihr verwerft allen Zwang in Sachen der Religion und billigt doch den Zwang des Klosters!

Die Gräfin erklärte, daß sie allerdings die innre

Nöthigung des Gemüthes durch Ablegung der klösterlichen Gelübde billige, ja, wenn der ächte Beruf dazu vorhanden sei, für den heiligsten Weg halte, den der Christ zu wandeln vermöge. Die äußre Gewalt aber, womit diejenigen, die sich zu einem klösterlichen Leben verbindlich gemacht hätten, zur Beobachtung ihrer Gelübde angehalten würden, könne sie nicht gut heißen. Es müsse den Vorstehern und Vorsteherinnen der Klöster gestattet sein, einen verderbten Mönch, eine die Gesetze des Klosters übertretende Nonne aus dem frommen Verbande auszustoßen. Jeder Gemeinschaft, die sich von Besudelung rein erhalten wolle, müsse das Recht solcher Ausstoßung zustehen. Etwas Andres sei aber das Recht, den Klostergenossen wider seinen Willen in dem Kloster festzuhalten und einzukerkern, ihn wegen Uebertretung seiner Gelübde mit andern Strafen, als denen er sich freiwillig unterwerfe, zu belegen. Dieser äußre Zwang müsse aufhören.

Hinsichts der bloß innern Nöthigung dagegen erhob sich Lucrezia zur wärmsten Vertheidigung. O es ist ja kein der Seele angethaner Zwang, von dem hier die Rede ist, rief sie, oder doch ein wohlthätiger Zwang, der sie bloß von der Herrschaft der Laune, des blinden augenblicklichen Triebes befreit, der wie ein fürsorglicher Gärtner erst die geheimsten

lieblichsten Blüthen des Herzens entwickelt. Eine Ablegung der Gelübde auf äußres Gebot ist das Entsetzlichste. Aber wo eine freie Wahl dazu treibt, da stellen sich die Gelübde des Klosters nur in die Reihe so vieler andern berechtigten Schritte, durch die wir unsern Lebensweg unwiderruflich bestimmen. Sie werden, sobald sie abgeleistet worden, zu einer innern Bedingung unsres Wesens. Wohl können sie dieses, wenn sie mit den sonstigen Bedingungen unsrer Existenz in Widerspruch kommen, beobachtet wie übertreten, zerrütten. Doch verhält es sich anders mit der Ehe, durch die wir unser ganzes volles Dasein einem Gatten verpflichten? Immer beruht es auf Mißbrauch oder Mißverständniß, wenn das Gelübde eine so verderbliche Wirkung hat. Da wo sich die Seele aus innrer Sehnsucht dem Kloster zukehrt, kann der Eingang in dasselbe nur zum Heile gereichen. Es giebt Naturen, die zu einem Leben frommer, stiller Beschaulichkeit geboren sind, nur darin gedeihen können. Selbst in ihnen entfaltet sich aber erst durch die auch äußerlich vollzogene Trennung von der Welt, durch das aus dem Gelübde entspringende Bewußtsein der Unabänderlichkeit ihres Zustandes jene schöne, innige, reine Blüthe des Gottesfriedens, die wir an den Heiligen unsrer Kirche bewundern.

Und wenn auch ein von Gott besonders begnadigtes Gemüth, sprach sie, diesen Frieden inmitten des Weltstrudels finden und bewahren kann, wie ist es mit dem einer Stütze bedürftigen, angstvoll ringenden Herzen? — Sie erzählte ihm von der Tochter eines neapolitanischen Großen, die plötzlich aus dem üppigen Pallaste ihres Vaters in jenes Kloster, das Albrecht in dem Gedenkbuch beschrieben gefunden habe und dem die liebste Freundin Lucreziens als Aebtissin vorstehe, entflohen sei; sie erzählte, daß sich die Geflüchtete, die vorher im Kampfe ihres besseren Selbst gegen die sie umringende Eitelkeit und Ueppigkeit der Welt bleich und verfallen gekränkelt, gegenwärtig als Nonne des frischesten gesündesten Aussehens mit dem Ausdrucke der seligsten Zufriedenheit erfreue. Glaubt ihr, daß sie sich jemals ohne die entscheidende und abscheidende Zuflucht, die ihr das Kloster bot, zu dieser sichern gesunden Zufriedenheit hätte kräftigen können? Wollt ihr auch hier noch mit eurem Luther eine an der Natur wider das Gebot Gottes verübte Gewalt tadeln?

Sie verwies auf die Stellen der Schrift, worin die Gefährlichkeit des Reichthums gerügt, der Vorzug eines ehelosen Lebens verkündet wird, mit einer Hingerissenheit des Eifers, die ihr völlig aus dem Auge entrückte, daß sie, die selber zu den Reichbe-

gütertsten dieser Welt gehörte, gerade jetzt in ihrem Ueberredungsdrange nichts eifriger als einen Liebes- und Ehebund mit dem, den sie zu bekehren wünschte, erstrebte.

Siebentes Kapitel.

Wir haben in dem Bisherigen schon reiche Gelegenheit gehabt, die Stärke der Anhänglichkeit Lucreziens an ihre Kirche kennen zu lernen; wir werden später das Maaß, die zähe Treue dieser Anhänglichkeit noch gründlicher kennen lernen, werden sehen, wie unauflösbar die Gräfin sich mit den innersten Fasern ihres Geistes und Sinnes in das Bestehen der alten Kirchenformen verwebt hatte, wie sie selbst dann nicht davon lassen konnte, als der schöne Traum einer milden Erneuerung der Kirche nach den Wünschen Contarinis in den Gegensatz der furchtbarsten, blutigsten Wirklichkeit umgeschlagen war.

Ihre Kindheit und Jugend, diese Zeit, deren Erinnerungen so entscheidend für das übrige Leben sind, war durch die würdigste kirchliche Umgebung

beglückt gewesen. Sie war unter der liebevollen Zucht ihres Oheims, unter der Führung ihrer frommen Mutter, dem Wehen des neuerwachten besseren Geistes, den ja auch der Ordensgeneral auf seine Weise vertrat, aufgewachsen, hatte die Kirche, als sich ihr Blick dem ersten Verständnisse der Dinge öffnete, nur unter den reinsten, strengsten Formen vor Augen gehabt. Der finstre Caraffa hatte mit ihrer Mutter, die ihn scheute, keinen näheren Umgang; dagegen wurden der Pallast und die Gärten Violantens, außer von Hieremia, von einem Kreise ihm ähnlicher Prälaten und Klostergeistlichen zu erbaulicher Besprechung besucht. In diesen frommen Männern hatte Lucrezia jeden Widerspruch, der sich bei reiferer Umsicht zwischen den Anforderungen ihres Herzens und der Verdorbenheit der Kirche ergab, sofort geheilt und aufgehoben gesehen. Ihre nachherige Bekanntschaft mit Contarini und der Einfluß des hochverehrten Freundes hatte die Bande, die sie an die Kirche fesselten, nicht gelockert, sondern bloß eine neue, noch innigere Wärme des religiösen Lebens in ihr entfacht. Von ihrer regen Phantasie, ihrem südlich-sinnlichen Anschauungsbedürfnisse getrieben, erging sie sich mit Vorliebe in einer poetischen, mythisch-platonisirenden Gestaltung des Gedankenlebens. Die Vorstellungsweise der alten Kirche

mußte ihr schon deshalb mehr als die schlichtere, evangelisch-nacktere der protestantischen Kirche zusagen, wenn auch eine seelenvolle Richtung auf das Innerliche, die mit jenem Anschauungsbedürfnisse verbunden war, sie zugleich zur Erkenntniß der evangelischen Wahrheit in der Innerlichkeit der protestantischen Auffassung geneigt und geschickt machte. Wie hätte sie die Pracht und Gestaltenfülle des katholischen Cultus entbehren können, von dem sie seit ihrer ersten Kindheit so große, erhabne, erschütternde Eindrücke empfangen hatte!

Mit dem jungen Holm verhielt es sich entschieden anders. Er war nicht nur in der einfacheren Vorstellungsart des Protestantismus erzogen, sein schlichter, deutscher Menschenverstand, seine mehr vernünftige, als phantasievolle Eigenthümlichkeit führte ihn von Natur dazu hin und schien ihn wenig empfänglich zu machen, auf den reichern Entwicklungsgang, die geschmücktere Denkweise der Gräfin einzugehen. Die katholische Kirche, die sich Lucrezien von Jugend auf in so günstigem Lichte gezeigt hatte, war ihm von der Wiege her als der Sitz des Truges, der Habsucht, des Aberglaubens, wo nicht des Aberwitzes erschienen.

Doch eben dadurch, daß er früher eine so gehässige Meinung von der römischen Kirche gehegt

hatte, wurde den Worten Lucreziens bei ihm ein großer Vorschub gethan. So viel ihm in ihrer Vorstellungsweise Fremdartiges blieb, er sah, daß sich die Gräfin und ihre römischen Freunde zu dem wichtigsten Inhalte des Evangeliums in protestantischem Sinne bekannten und die Kirche mit diesem Inhalte in Einklang zu bringen strebten; er konnte das Resultat dieser offenbar löblichen Bestrebung, der sich mehrere Cardinäle und Fürsten der Kirche anschlossen, nicht mehr als auf einer persönlichen Täuschung Lucreziens beruhend erachten. Es drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß ihm da, wo er nur ein Wirken der schlimmsten und unreinsten Kräfte vorausgesetzt hatte, nicht bloß die edelste Begeisterung und Gesinnung, nicht bloß eine Höhe der Bildung, an der er demüthig hinaufzublicken habe, sondern auch eine ächtchristliche Frömmigkeit entgegentrete. Er fühlte, daß er mangelhaft und unrichtig über die römische Kirche berichtet gewesen sei, daß er selber ein Unrecht zugefügt habe; und nichts konnte stärker auf ein Gemüth wie das seine wirken, in dem ein lebhaftes, grunddeutsches Rechtsgefühl den eigentlichen Pulsschlag des innersten Wesens bildete.

Er gestand der Gräfin am nächsten Nachmittage, daß er die Einheit in der Kirche für eine gute Sache halten müsse, daß man um der christlichen Eintracht

willen sich wohl nachgiebiger zeigen dürfe, als es bis jetzt von protestantischer Seite geschehen sei. Auch Melanchthon habe ja vieles zugegeben und sogar die Herrschaft des Papstes bestehen lassen wollen, um den Frieden in der Kirche wiederherzustellen; auch Luther anfangs nicht alles verworfen, was er später, vielleicht in der Uebereilung seiner Heftigkeit, umgestürzt habe.

Wer wollte den Ausdruck in den Augen der Gräfin bei diesen Worten des Freundes malen? Sie hielt Albrecht schon fast für gewonnen.

Wenn nur nicht so gar schwere Anstöße blieben, fuhr dieser fort, so manche Satzung, wo mir die Lehre der Papstkirche mit der Lehre von der Heilskraft des Glaubens ganz unvereinbar scheint; zumal das Opfer in der Messe, das ihr ja auch nach eurem Gedenkbuche annehmt; dann der Binde- und Löseschlüssel, wie sich ihn euer Priesterthum anmaßt —

Laßt uns eins nach dem andern betrachten, unterbrach ihn Lucrezia.

Wie kann es, frug Albrecht, von der Lossprechung des Priesters abhängen, ob ich der Erlösung in Christo theilhaft sein soll oder nicht, wenn doch nur mein Glaube dazu die Bedingung ist?

Mit demselben Rechte könntet ihr fragen, was brauchen wir Taufe und Abendmahl, wenn schon der Glaube zu unsrer Rechtfertigung hinreicht, entgegnete

die Gräfin. Und doch haben sich auch die Eurigen zur Beibehaltung wenigstens dieser Sacramente verstanden.

Das Abendmahl ist eine Stärkung des Glaubens.

Von der Kindertaufe werdet ihr das nicht sagen wollen. Laßt uns nicht alles in den Einklang einer verständigen Formel zu pressen suchen! Das Geheimniß, das vor uns liegt, ist zu mächtig, als daß es euch gelingen könnte. Und gerade die Stärkung des Glaubens, die ihr in dem Abendmahle findet, liegt sie nicht eben so in der Versicherung aus dem Munde des Priesters, daß die Vergebung der Sünden, die Christus im Allgemeinen dem menschlichen Geschlechte erworben hat, auch mir zu Theil werde, mir, dessen ganze Gebrechlichkeit zuvor in der Beichte vor dem Ohre desjenigen offen gelegt worden ist, der mir die Versicherung giebt. Es soll nicht bloß eine allgemeine Verkündung bleiben; sie soll die allerpersönlichste werden. Das kann sie aber nur, wenn bei dem sie Verkündenden eine höhere, von Gott überkommene Berechtigung anerkannt wird. Die Lehren vom Binde- und Löseschlüssel des Priesterthums und dem Sacramente der Weihe, von dem sacramentalen Charakter der Buße sind die nothwendigen, heiligen Grundlagen, auf denen die Kraft dieser persönlichen Offenbarung beruht. Sie erlangt die volle Bedeutung eines das persönlichste Leben betreffenden, durch-

dringenden, erneuernden Actes nur dadurch, daß der Priester die Lossprechung nicht bloß wie bei euch auf eine hergesagte Beichtformel gewährt oder gar zur ganzen Gemeine spricht, sondern sie dem von dem Bedürfnisse danach zu seinen Füßen geführten Sünder erst nach genauer Kenntnißnahme von dessen sittlich-religiösem Verhalten ertheilt und befugt ist, sie mit der Auflage einer Buße und Lebensreinigung nach Maaß und Beschaffenheit der gebeichteten Schuld zu verbinden. Und könnte euch diese Befugniß anstößig sein, wenn sie geübt wird, wie sie geübt werden soll; wenn dem ungerechten Haushalter, dem Diebe, dem Räuber als erste Bewährung der Aufrichtigkeit ihrer Reue aufgelegt wird, daß sie ihren unerlaubten Gewinn bis auf den letzten Heller erstatten, dem hoffärtigen Beleidiger, daß er demüthige Abbitte leiste, dem Verläumder, daß er die Folgen der von ihm verbreiteten Lüge durch seinen Widerruf heile? Wer dürfte an dem Rechte des Priesters mäkeln, wenn die Bußauflage dem Zwecke (nach meiner Ueberzeugung ihrem höchsten und tiefsten Zwecke) entspricht, eine Anleitung und zugleich ein starker Antrieb für den Sünder zu sein, daß er seine Reue nicht bloß mit Empfindungen, Worten und Thränen, sondern auch mit der That vor Gott bekenne und dadurch ihrer und seines Bedürfnisses nach Heili-

gung, in diesem Bedürfnisse aber seiner Zugänglichkeit für die ihm in Christo umsonst gebotene Gnade erst recht gewiß werde. Wohl ist es seither mit Verordnung und Wahl der Bußwerke in der Beichte oft nur hohl und äußerlich getrieben worden; aber laßt uns eine gute und heilige Sache um des mit ihr geschehnen Mißbrauchs willen nicht wegwerfen!

Wo Ohrenbeichte ist, muß freilich auch die Auflage bestimmter Handlungen eines bessern Wandels und nöthigenfalls Versagung der Lossprechung sein können, sagte Albrecht, der, von der Auffassung und Darstellung Lucreziens überrascht, keinen weitern Einwurf gegen die von ihr vertheidigte Lehre zur Stelle hatte. Er sann einen Augenblick; dann sprach er: Doch das Opfer in der Messe; wie wollt ihr das aus dem offenbarsten Widerspruche mit den Worten der Schrift bringen? Spricht es nicht der heilige Hebräerbrief gar nachdrücklich aus, daß sich der neue Bund auch dadurch vom alten Bunde unterscheide, daß dort nicht, wie in diesem, wiederholte Opfer erforderlich seien, sondern das einmal dargebrachte Opfer des Leibes Jesu Christi uns heilige? Hat nicht Christus am Kreuze gerufen: Es ist vollbracht? Wo bleibt das Vertrauen auf seinen Kreuzestod, wenn wir uns täglich eine neue Bürgschaft in der Messe zu holen haben?

Ich kann euch auch hier nur auf das verweisen, was ich über die Absolution des Priesters gesagt habe, erwiederte die Gräfin. Das Evangelium sollte nach der unermeßlichen Barmherzigkeit Gottes nicht bloß eine allgemeine, der Menschheit ein für allemal ertheilte Verkündigung sein; die Erlösung in Christo sollte das tägliche persönliche Erlebniß jedes Gläubigen werden. Das ist der hohe Beruf der Kirche, daß sie den großen Strom gleichsam in unzählige Kanäle leitet, die ihren Lauf bis zu dem Auge und Ohre des einzelnen Christen nehmen, ihm an jedem Tage neu entgegenströmen, daß sie das, was in der Bibel als vergangne historische Thatsache ruht, uns als ein Fortlebendes, ewig Gegenwärtiges zuführt. Ja, Christus hat durch seinen Tod die Erlösung der Menschen erworben; er hat am Kreuze gerufen: Es ist vollbracht; aber seine Opferung zeigt sich zugleich in der Messe als eine ewige, der Beschränkung der Zeit enthobene, dem einzelnen Christen persönlich begegnende That. Wollt ihr die Kirche dieser dauernden Gegenwärtigkeit der Opferung Christi berauben, die That der Erlösung ganz in eine historische Vergangenheit rücken, so hütet euch, daß euch der historische Erlöser nicht früher oder später ebenfalls abhanden komme!

Ihr seht schwarz für uns, entgegnete Albrecht.

Bis jetzt ist der Unglaube wohl mehr in Italien als bei uns zu Hause; bis jetzt dürfen wir uns rühmen, den Erlöser gerade erst recht wiedergefunden zu haben. Denkt nicht, daß ich darum alles abweise, was ihr von der Enthebung der Opferung Christi aus den Schranken der Zeitlichkeit spracht, — es klingt wohl recht schön, ich habe es noch nie so gehört und kann darüber nicht gleich mit mir selber in's Reine kommen. Doch wenn ihr die Messe so anseht, wenn die Erlösung der Menschheit so immer fortwähren und sich vergegenwärtigen muß, dann bleibt ja mein Bedenken, dann ist sie ja niemals vollendet, dann können wir uns nie mit der Sicherheit des Glaubens erlöst fühlen, dann haben die Romanisten recht, wenn sie lehren, daß wir an unsrer Seligkeit immer zu zweifeln haben, daß wir nicht genug Messen hören können, um uns ihrer gewiß zu machen.

Lucrezia lächelte, nicht mit dem Lächeln der Ueberlegenheit und des Uebermuthes; es war das Lächeln der Freude, daß es ihr nicht schwer fallen werde, den Einwurf des Geliebten zu beseitigen. Ich glaube nicht, sagte sie, euch diese Folgerungen aus meinen Worten zugeben zu müssen. Auch in dem Meßopfer, wie in dem Kreuzestode, wird eine Genugthuung für die Sünden der Welt geboten, die aber in dem Tode Christi ihre Basis und Voraus-

setzung findet, nur das Weiterleben, der Wiederaufblick jener ersten, großen, einzigen Genugthuung ist. Wir haben hier keine Wiederkehr blutiger und doch unzulänglicher Opfer nach Weise des alten Bundes, die wegen ihrer Unzulänglichkeit der Wiederholung bedürftig sind. In dem Einen großen Blutopfer des neuen Bundes ist alles vollendet; es ist ein unblutiges Opfer, das der Priester darbringt, mehr ein Opfer des Dankes von den Früchten des Sieges als der herben Leiden Jesu im Kampfe. Durch diese ewige Erneuerung wird das mit und in dem Tode des Heilandes vollbrachte Werk der Erlösung nicht zu einem ungenügenden und unvollständigen herabgesetzt, sondern nur (was euch ja selber als wünschenswerth zu treffen schien) der Enge des Zeitlichen, Endlichen, Vergänglichen entrückt. Die Gewißheit der Versöhnung mit Gott soll uns dadurch nicht getrübt, sie soll im Gegentheile verstärkt und besiegelt werden. Es handelt sich dabei nicht von einer krämerhaften Abrechnung zwischen den einzelnen Sünden und dem Verdienste Jesu, die, damit dieses zur Tilgung der fort und fort anschwellenden Schuld hinreiche, eine immer neue Nachzahlung nöthig macht, sondern von der unendlichen Ausgleichung eines unendlichen Bruches. Der Fluß der Erlösung erhält sich durch seinen Fortgang im Opfer

des Altars bloß ununterbrochen in voller Strömung; er bleibt Derselbe und Eine, wenn sich auch in ihm ein ewiger Zufluß nach einem ewigen Abfluß ergießt!

Achtes Kapitel.

Euer Luther, begann Lucrezia am nächsten Nachmittage: — o wenn ich ihn doch nicht mehr den euern nennen müßte, flüsterte sie mit gesenktem Haupte und gedämpfter Stimme dazwischen: — hat der Kirche fast alles genommen, was uns die Gewißheit eines göttlichen Lebens in ihr giebt. Er hat den Priester des Herrn zu einem von Menschen eingesetzten Beamten erniedrigt, hat die Messe, insoweit er sie noch zuläßt, ihres tiefsten Geheimnisses entkleidet, hat an den Sacramenten gemäkelt, ihre heilige Siebenzahl gebrochen. Selbst in denen, die er euch gelassen hat, seid ihr verarmt!

Verarmt! wiederholte Albrecht. Nein, wir sind reicher, wir haben den Kelch.

Aber der Begriff der Hostie ist euch verloren gegangen! Von den Schauern, die uns selbst vor geschlossnem Tabernakel im Bewußtsein Dessen, das darin ruht, durchbeben und unser Knie vor der Nähe

der Gottheit beugen, ist euch kaum die Ahnung geblieben. Ihr mögt noch so viel lehren, daß ihr Christus leibhaft in dem heiligen Brode genießt, ihr werdet diese Lehre vor dem ja schon jetzt eingetretenen Abfalle nicht schützen können, der darin nur ein allegorisches Zeichen sieht!

In dem Affecte, womit die Gräfin diese Worte betonte, wallte noch der Aerger nach, den sie selber durch ihre Aufzählung der kirchlichen Eingriffe des ihr verhaßten Luther bei sich erregt hatte. Dieser Affect, ihr Ausfall gegen Luther hatte auch Albrecht in eine gereiztere Stimmung gebracht. Sollen wir aus dem Wunder des Sacramentes, aus dem leiblichen Erquickungsmahle der innersten Seele, das uns der Herr hinterlassen hat, einen äußerlichen Abgott machen; sollen wir, sprach er, die unergründliche und doch so klar offenbarte Wohlthat Gottes mit Menschensatzung verunstalten, einem Aberglauben huldigen, der, wie eure andern Sacramente, durch die Schrift nicht gerechtfertigt wird! Die Schrift sagt nur: Nehmet hin und esset, das ist mein Leib! Sie sagt nicht: Traget ihn herum, betet ihn an!

O dieses einseitige Pochen auf die Schrift, das ich fast ein unseliges nennen möchte! rief Lucrezia. Wenn ich euch nun entgegensetzte, daß die Kirche älter als die Schrift ist.

Doch nicht älter, sprach Albrecht scharf, als die Worte des Herrn.

Die Gräfin fühlte, daß es Zeit sei, das Gespräch wieder in eine sanftere, ruhigere Bahn zu lenken. Das würde allerdings in's Gewicht fallen, erwiederte sie mit der anmuthigsten Milde, wenn die Kirche zu den Worten Christi in Gegensatz träte, nicht aber hier, wo sie bloß eine weitre, tiefere Entwicklung des darin verborgenen Sinnes, wie er sich erst bei weitrer Entwicklung der Kirche selber herausstellen konnte, giebt. Die Schrift berichtet nur von der Einsetzung des Abendmahls durch den lebenden Heiland; die Kirche lehrt uns die Feier und enthüllt uns die Bedeutung des Sacramentes nach dessen Tode. Der Begriff der Hostie nach katholischer Auffassung war, so lange Christus lebte, nicht denkbar; so lange er lebte, war er selbst die lebendige Hostie. Von diesem ersten Abendmahle und einzig von ihm gilt eure Lehre. Hier war an eine anbetende Verehrung der Hostie noch nicht zu denken; die Verehrung konnte nur dem lebenden Christus gewidmet, in dem Brode und Weine nur eine mystische, geistige Vereinigung mit ihm genossen werden. Aber ihr vergeßt, daß Christus, die lebendige, menschgewordene Hostie, nicht mehr in unsrer Mitte sitzt, daß wir uns der festen, äußern, selbstständigen

Gegenwart des Herrn, wenn wir sie nicht in dem Sacramente wiederfinden, nicht mehr getrösten dürfen.

Das ist es eben, fuhr sie mit steigendem Feuer fort, das ist die Folge davon, daß ihr nur die Schrift als Führerin gelten laßt! Ihr habt nur den historischen, den gestorbenen, den nur noch als ein dämmerhelles Jenseits lebendigen Christus; der in der Kirche Gegenwärtige, sich in ihr fort und fort leiblich Versichtbarende ist euch verloren gegangen. Bloß weil ihr in der Einseitigkeit eures Bibeldienstes verarmt seid, schließt sich für euch das Erlösungswerk mit dem Kreuze Christi, bloß darum wollt ihr von seiner sich immer erneuernden Opferung in der Messe, seiner festen dauernden Offenbarung in dem Wunder der Hostie nichts wissen und erkennt die Verwandlung des Brodes und Weines höchstens in dem kurzen Augenblicke eines den Einzelnen betreffenden Genusses an. Allerdings bleibt die gläubige Empfänglichkeit und Hingebung des Einzelnen für ihn die Bedingung der Wirksamkeit des Opfertodes wie der sacramentalen Opferung Christi, der Kirche wie der Schrift. Aber wie Jesus Christus, als er auf Erden wandelte, auch ein von dem Verhältnisse seiner Jünger zu ihm unabhängiges Dasein hatte, so auch der Christus in der Kirche. Dieses Dasein empfinden wir, wenn die Hostie zur Anbetung aufge-

stellt oder uns in feierlicher Procession vorübergetragen wird; wir empfinden sie in der göttlichen Weihe, die sein Priesterthum und die Functionen desselben heiligt, wir empfinden sie in der ganzen gottheitdurchleuchteten Herrlichkeit seiner Kirche, die uns durch alle Nebel, die sie zeitenweise verhüllen, nur mit verdoppelten Glorien anglänzt. Ihr verweist eure Gläubigen auf eine ferne, durch Schrift und Urkunden bezeugte Vergangenheit; wir bieten eine beseligende Gegenwart!

Albrecht sah vor sich hin. Er rang mit Gedanken, die er nicht zu ordnen, zu besiegen wußte. Es schien ihm selber wünschenswerth, seinen Heiland, wie die Apostel, in sichtbarer äußerer Existenz vor sich zu haben, das, was nach protestantischer Lehre im Genusse des Abendmahles nur da ist, um zu verschwinden, zur Dauer befestigt zu sehn.

Er hätte nie gemeint, daß die Satzungen der Papstkirche bis zum Meßopfer und zur Anbetung der Hostie hin ihm einmal so annehmlich sollten vorkommen können. Doch hüten wir uns, ihn darum schon für völlig oder auch nur halb zur römischen Kirche, selbst in dem Sinne Lucreziens, bekehrt zu halten. Er zeigte sich allerdings, wenn er auch noch zuweilen mit Lebhaftigkeit aufwallte, weniger halsstarrig in seinem Protestantismus als früher, war

geneigter, sich in eine ihm bis dahin feindliche und dabei unverständliche Auffassungsweise zu versetzen, anzuerkennen, zuzugestehen. Er konnte im Augenblicke, wenn Lucrezia sprach, von dem Glanze ihrer Darstellung, der Eindringlichkeit und Neuheit ihrer Gründe verwirrt und beunruhigt werden. Aber wenn er dann mit sich allein zu Rathe ging (eine Berathung, die ihn freilich einmal fast einer Waffenübung vergessen machte) senkte sich die Schale doch immer nach derjenigen Seite, wo außer den protestantischen Religionsgründen auch die Gewohnheit seines bisherigen Lebens mit ihrer alteingelebten Macht auf der Wage lag. Zumal hinsichts der dauernden äußern Gegenwart des Heilandes in der Hostie kam er bald darauf zurück, daß diese Befestigung zur Dauer doch zugleich eine Veräußerlichung und Entgeistigung sei; daß auch der Protestant sich der Gegenwart seines Heilandes in dem heiligen Mahle getröste und dadurch nichts verliere, daß der Herr im Brode und Weine nur vor ihm sei, um sich mit ihm zu vereinigen, da der Christ seinen Gott und Heiland ja überhaupt in sich aufnehmen und in sich nachleben, nicht ihn vor und außer sich lassen solle.

Es war nicht mehr ganz und durchaus die frühere protestantische Zuversicht, in der er verkehrte. Er gestand zu, daß auch die Lehre Lucreziens in

mehr als einem Punkte manches für sich habe; aber davon blieb er doch weit entfernt, diese Lehre selbst in den Punkten, wo er am meisten darauf einging, als seine eigenste Ueberzeugung mit der Kraft des Glaubens zu umfassen, mit jener Kraft der Zustimmung aus tiefstem Gemüthe, welche erst die Gewißheit giebt, daß das, wovon man zugesteht, daß es wahr sein könne, auch wirklich wahr ist.

Wir haben seine Natur eine mehr vernünftige als phantasievolle genannt und möchten den Mangel, den man daraus folgern könnte, nicht zu strenge verstanden wissen. Bei aller Vernünftigkeit war er für Poesie und die Gaben der Phantasie empfänglich genug. Das was er von Lucrezien hörte, übte einen poetischen Reiz auf ihn; doch so nahe trat es ihm nirgend, daß es sich ihm als eine Nothwendigkeit des religiösen Lebens aufgedrängt hätte. Es erschien ihm, sobald er es näher in's Auge faßte, selbst in seinen annehmlichsten Theilen mehr in der Eigenschaft eines schönen, zu würdiger Verzierung dienenden Schmuckes oder auch nützlichen Beiwerks, womit man sich wohl befreunden könne, von dem jedoch das eigentlich Wesentliche der Religion nicht abhänge. Dieses Wesentliche blieb für ihn in der Bibel, dem Worte Gottes, beschlossen, und darin (hierauf kehrte er immer wieder zurück) sei nun ein-

mal nichts von dem allen, was ihm Lucrezia anpries, mit hinreichender Deutlichkeit zu finden, obwohl es (das räumte er willig ein) zur Seligkeit nicht schaden könne, wenn man ganz wie die Gräfin glaube.

Eine Beunruhigung war doch da; er nahm es dazu mit der Religion zu ernst; aber die Unruhe ging nicht tief oder war doch nicht von nachhaltiger Wirkung. Wenigstens war die Wirkung nicht Abfall von der protestantischen Lehre, sondern nur größere Duldsamkeit. Ohne daß er sich darüber mit Selbstvertrauen Rechenschaft gab, war eine dämmernde Einsicht in den Reichthum, die schöpferische Lebensfülle, die Gestaltungsvielseitigkeit der evangelischen Wahrheit bei ihm erwacht. Das Schreiben Contarinis über die gegen Tebaldo erhobene Anklage, das ihm Lucrezia mittheilte, die Worte: Laßt uns deshalb milde und nachsichtig gegen diejenigen sein, die sich ein andres Brennglas für die göttliche Sonne des Evangeliums, um ihre Seelen daran zu entzünden, geschliffen haben, hatten zu seiner duldsameren Stimmung, zum Aufdämmern jener Einsicht wesentlich beigetragen.

Jedenfalls fühlte er sich nicht so stark von den Lehrmeinungen Lucreziens ergriffen, daß er daran hätte denken sollen, für sich allein durch einen Akt

vereinzelter Willkühr zu dem protestantischdurchfärbten Katholicismus der Gräfin überzugehn. Dagegen stieg zuweilen der lebhafte Wunsch bis zum Gebete in ihm auf, daß sich die beiden feindlichen Kirchen in einem ähnlichen Sinne verständigen möchten; ein Wunsch, an dessen andächtiger Inbrunst seine Liebe wohl nicht geringern Antheil, als die in ihm angeregte Hinneigung zu einer katholisirenden Kirchlichkeit haben mochte.

Er empfand eine geistige Berauschung, wie von Orangendüften des Geistes, die ihn nicht zu vollem klarem Bewußtsein seines Zustandes kommen ließ und zugleich in einer heitern seligen Höhe des inneren Lebens schwebend hielt.

Die theologischen Unterredungen wurden nicht nur pünktlich fortgesetzt; man verabredete auch andre Stunden der Zusammenkunft, da sich immer neue anziehende und wichtige Gegenstände der Verhandlung ergaben, auch für beide Liebende im Genusse ihres Zusammenseins die Lust daran nur geschärft wurde. Das Gespräch verharrte dabei nicht ausschließlich in den Grenzen theologischer Discussion; die Theologie führte unvermerkt (wenigstens für Albrecht, denn bei der Gräfin fand nicht selten eine absichtliche Mitwirkung statt) in andre, ihr verwandte Gebiete hinüber. Lucrezia gab sich daran,

ihren Liebling in die Herrlichkeit der katholischen Kunst einzuführen. Mit der auf dem Schlosse befindlichen Gemäldesammlung, die einige vorzügliche Stücke enthielt, so wie mit den Frescogemälden und Sculpturen des Schlosses und in der Umgebung desselben hatte sich Albrecht schon früher vertraut gemacht; sowohl Tebaldo als Lucrezia hatten dabei als kunstkennerische Erklärer gedient. Jetzt aber war es die alles überstrahlende Kunstwelt Roms, die ihm die Gräfin theils durch lebensvolle Schilderung, theils durch Vorlegung gezeichneter und gestochner Nachbildungen anschaulich zu machen suchte. Die Kupferstiche Marc Antons breiteten sich auf ihrem Tische aus, wenn sie mit Albrecht in ihrem uns bekannten Kabinet, wohin zuweilen die Unterredungen verlegt wurden, zusammensaß; die Meisterwerke Raphaels und Michael Angelos wurden ihm durch ihre begeisterte Auslegung verständlich und wirkten vielleicht in der bloßen Nachbildung unter solcher Auslegerin und selbst in der bloßen Schilderung aus ihrem Munde stärker auf ihn, als wenn er, nur auf seine eignen Augen angewiesen, die Originale vor sich gehabt hätte. Mit welcher Redekraft ergoß sie sich über die Disputa Raphaels, von der eine höchst gelungene Zeichnung in ihrem Kabinet hing und in der, wie sie rühmte, das eigenthümlichste Wesen,

die ganze heilige Hoheit und Herrlichkeit der katholischen Kirche Ausdruck gefunden habe. Und nicht bloß auf die bildende Kunst beschränkte sich ihre Führung. Sie weihte Albrecht in die poetische Größe Dantes ein; eine Größe, sagte sie, die ihr durch eine gewisse Härte in der Seelenstimmung des Dichters bei reicher Liebesempfindung nicht verkümmert werde. Wer sei in solcher Härte mehr als der hochgesinnte Verbannte zu entschuldigen, der mit dem Bewußtsein des erhabensten Geistes und Adels der Seele das Brod der Gnade von fremder Thüre zu fremder Thüre irrend habe suchen müssen! Möge zum großen Theile der Zorn ihn begeistert haben, sein Zorn sei ein gerechter, sein sinnschweres Gedicht troz der rächerischen Schärfe, womit es die verblendete Vaterstadt geisle, der höchste Ruhm dieser Vaterstadt. Doch vor allem solle Albrecht auf die ghibellinische Kühnheit achten, mit welcher der Dichter die Laster der Päpste in herben Worten und Visionen der Hölle strafe, ohne daß er dadurch der strengsten Anhänglichkeit an die Kirche und die Alleingültigkeit ihrer Lehre verlustig gehe, deren tieferes Verständniß er nur mit allen Mitteln, die er der Philosophie seiner Zeit danke, zu erringen suche. Nie habe die Idee einer das Diesseits und Jenseits ordnenden, sich im überweltlich-weltlichen Einklange von

Anstalten, Disciplin und zur Wissenschaft ausgebildeter Lehre offenbarenden Macht, die Idee einer sich als Religion und Kirche äußernden Gottheit eine größere Seele tiefer erfüllt, sich darin in großartigern Dimensionen gespiegelt. Sie las, an ihre frühern Gespräche mit Tebaldo in Gegenwart Albrechts über Plato anknüpfend, ihm einen von ihr gemachten Auszug einiger der schönsten und hervorragendsten Stellen aus den Werken des tiefsinnig begeisterten Griechen vor, und die Erläuterungen, die sie daran fügte, dünkten dem bestochnen Ohre ihres Hörers fast noch werthvoller als die Worte des Denkers. Mit jedem Tage entfaltete sie eine reichere Fülle von Kenntnissen, eine höhere Schwungkraft des Geistes nach den verschiedensten Seiten hin, aber immer auf ihrem Fluge von dem Lautenklange des Gefühles begleitet, von dem Regenbogenschimmer der Phantasie umwoben, so daß, bis zu welchen Höhen sie auch stieg, der Eindruck der zartesten Weiblichkeit nie dadurch gefährdet wurde.

Je mehr das Gespräch in jene andern philosophischen, poetischen, künstlerischen Regionen hinüberschweifte, um so mehr sah sich Albrecht aus einem mit Lucrezia ringenden Disputator in ihren lernwilligen Schüler verwandelt. Als lauschender Jünger saß er dieser neuen Diotima zu Füßen.

Das Gelübde.

[illegible] und zur Wissenschaft ausgebil-
det [illegible] Macht, [illegible] einer
[illegible] und Reiche äußerlichen Geistheit eine
[illegible] erfüllt, [illegible] darin [illegible]
[illegible] gestiegen. [illegible] las, [illegible]
[illegible] mit [illegible] in Gegenwart Albrechts
[illegible] anhaltend, ihm einen von ihr gewählten
[illegible] und hervorragendsten
Stellen aus [illegible] begeisterten
[illegible] und die Erläuterungen, die sie daran
[illegible] Ohr ihres Hörers
[illegible] als die Worte des Dichters.
[illegible] entfaltete sie eine reichere Fülle von
[illegible], eine höhere Schwungkraft des Geistes
nach den verschiedensten Seiten hin, aber immer [illegible]
ihrem Fluge von dem [illegible] des [illegible]
begleitet, von dem [illegible] der Phantasie
umwoben, so daß, bis zu welchen Höhen sie auch
stieg, der Eindruck der [illegible] Weiblichkeit nie [illegible]
durch gefährdet wurde.

Je mehr das Gespräch in jene andern philoso-
phischen, poetischen, künstlerischen Regionen hinüber-
schweifte, um so mehr sah sich Albrecht aus einem
mit Energie [illegible] Dictator [illegible]
willigen Schüler verwandelt. Als folgsamer [illegible]
[illegible] er dieser neuen Dictima zu Füßen.

Erstes Kapitel.

Während sich beide Liebende in diesem heitern und eigenthümlichen Verkehre des Geistes und Herzens, diesem reichen, wenn auch verhüllten Liebesleben begegneten, zog sich in weiter Ferne von der Flotte des Großtürken her ein verderbliches Unwetter wider Montefelice zusammen. Gerade hieher, ja unmittelbar gegen die Person der schönen Gräfin sollte sich diesmal der Kriegs- und Raubzug des alten Corsarenkönigs als gegen die vornehmste Beute, die er zu fangen hoffte, richten.

Wir müssen uns, um das aufsteigende Unheil bis in seine ersten Gründe zu verfolgen, nach jenem frühern Anfalle der Seeräuber auf das Städtchen zurückwenden und uns die von ihrem Häuptlinge, als er während seiner Haft der Gräfin mit den übrigen Gefangnen vorgeführt wurde, auf Lucrezien gespannten Blicke in's Gedächtniß rufen. Ibrahim, so hieß der Anführer, hatte die Macht, womit ihn

die Schönheit der Gräfin getroffen und seine Blicke an sich gerissen hatte, nicht mit seinen leiblichen Fesseln von sich geschüttelt. Auch nachdem die gefangnen Corsaren auf dem Wege nach Neapel von dem andern, aus dem Gebirge dem Ufer zuziehenden Haufen Seeräuber befreit worden waren, fühlte Ibrahim sein junges wildes Herz noch im Besitze der Erinnerung an das Weib, dessen Gleichen, sagte er, ihm selbst im Traume noch nie erschienen sei. Er hatte an der Spitze seiner mit ihm befreiten Genossen und jenes andern Haufens, der sich ihm willig unterordnete (denn er hatte sich schon als kühner Freibeuter einen Namen erworben), mehrere gelungne Streiche entlang den neapolitanischen Küsten ausgeführt und nur wegen der zu geringen Zahl seiner Mannschaft von einem erneuten Besuche vor Montefelice abgestanden. Aber er war fest entschlossen, sobald er jemals wieder eine einigermaßen hinreichende Schaar unter seiner Leitung habe, dahin zurückzukehren.

Als er eben ein Dorf an der Küste von Sicilien geplündert hatte und mit Vertheilung des Raubes unter seine Gefährten beschäftigt war, kam ihm die Nachricht zu, daß Barbarossa mit der Flotte des Padischah von Constantinopel ausgelaufen sei und im Meerbusen von Coron, als dem bestimmten Sam-

melplatze für den aus Aegypten und Afrika erwarteten Zuzug, vor Anker liege.

Ibrahim wurde nur insofern von dieser Nachricht überrascht, als er in der Hitze seines Raubplanes gegen das unglückliche sicilianische Dorf alles Andere für den Augenblick aus dem Sinne verloren hatte. Ort und Zeit der Sammlung waren schon früher zu seiner Kenntniß gekommen, und er wurde jetzt bloß durch die ihm zugehende Kunde von dem Eintreffen Barbarossas an seine Pflicht, sich dort ebenfalls einzufinden, gemahnt. Nicht minder eilig heftig, als er seinen Raubplan verfolgt hatte, betrieb er seinen Abgang nach Coron; mit von günstigem Winde geblähten Segeln brach er dorthin auf.

Chaireddin, der Großadmiral Suleimans, gewöhnlich Barbarossa genannt, saß mit untergekreuzten Beinen im Schatten einer Platane, die den Gipfel einer Anhöhe am Ufer krönte, von wo sich die Aussicht über den mit den Segeln der Flotte bedeckten Busen öffnete. Die Goldstickerei seines mit Edelsteinen besetzten Kaftans und des Sammetkissens, auf dem er saß, deutete auf Lust an Pracht; aber der abgetragene, auf's äußerste vernachlässigte Zustand beider stand damit im Widerspruche und zeigte, daß bei Chaireddin die rohe Freude des Barbaren an Glanz und Geflimmer mit der Gleichgültigkeit

des Helden gegen eiteln Zierrath und einer Anhänglichkeit an die gewohnte Umgebung (wohl mehr sinnlicher als gefühlter Art) unvermittelt durcheinander gehe. Behaglich den Dampf aus langem, weit vor sich hingestrecktem Rohre einziehend und in die kühl vorüberwehende Luft hinauskräuselnd, ließ er sich von dem eben angelangten Ibrahim, der wegen seiner Tapferkeit und zumal wegen einer im letztvergangnen Jahre unter den Augen Chaireddins mit verwegner Schlauheit ausgeführten That der hohen Gunst des alten Raubfürsten genoß, Bericht über die Abentheuer seines Günstlings erstatten.

Ibrahim hatte den verunglückten Angriff auf Montefelice, seine Gefangenschaft und Befreiung erzählt. Er hatte sich dabei, obwohl eine innre Stimme ihn abmahnte, nicht enthalten können, der Schönheit Lucreziens in einigen Ausdrücken des Entzückens Erwähnung zu thun. Wenn ich je einmal, schloß er den Bericht seines Unfalls, über zwanzig Galeeren gebiete, soll die Scharte bald ausgewetzt sein, die ich dort davon getragen habe.

Die innre Stimme schien ohne Grund gewarnt und Barbarossa den Preis der Gräfin nicht beachtet zu haben. Du sollst bald über dreißig gebieten, äußerte er mit huldvoller Freundlichkeit. Du hast

dich dessen werth gezeigt. Wenn du jene Stadt zu rasch angegriffen hast, so war das ein verzeihlicher Fehler des Muthes, und auch dein frühres Verhalten hat dich als einen Braven erprobt. Die listige Gewandtheit, womit ich dich im letzten Sommer bei Rhodus über drei spanische Schiffe Meister werden sah, soll dir die verdienten Früchte tragen. Derjenige, der seine Galeere so schlau zu lenken wußte, um die Uebermacht der Gegner mit Vortheil zu bekämpfen, ihre Schiffe zu verwirren, zu trennen, wird nicht erst die Erfahrung eines zweiten Mißgeschicks für die Belehrung nöthig haben, daß der Muth nicht ohne Besonnenheit sein darf.

Eine wilde Freude sprühte aus den Augen des Jünglings. Nicht bloß der gerechte Stolz, ein solches Lob aus dem Munde des großen Chaireddin zu hören, nicht bloß das Selbstgefühl des Mannes und Führers, das sich durch die gemachte Verheißung eine neue glänzendere Laufbahn erschlossen sah, nicht bloß die reiche Ernte an Macht, Ruhm, Reichthum, die ihm jetzt entgegenwinkte, regte seinen Sinn zu so drohender Lust auf. Das alles war dabei thätig; doch mehr als alles die Vorstellung, nun bald Lucrezien auf dem Verdecke seines Hauptschiffs zu haben. Er sah sie sträubend in seinen Armen, geliebkost, besänftigt —!

Barbarossa schlürfte langsam aus silberner Tasse den grünlichdunkeln Kaffee, der neben ihm auf einem niedrigen Credenztische von Ebenholz in silberner Kanne angerichtet stand. So außermaßen schön, sagtest du, sei die Fürstin des Ortes, auf den euer Anfall den schlimmen Ausgang nahm? frug er.

Ibrahim erschrak. Die warnende Stimme im Innern rief ihm zu, daß das in Gedanken schon ergriffne Glück für ihn verloren sei; ihre Warnung wandelte sich in Vorwurf wegen seiner Unvorsichtigkeit. Doch er konnte nicht mehr zurück. — Wie die Huris, erwiederte er tonlos mit fast unbewegten Lippen.

Der alte Corsarenfürst lächelte. Es war ein Gemisch von Wohlwollen, Spott, Schadenfreude und Lüsternheit, das in den kleinen blitzenden Augen und in dem weißen Barte um seinen Mund her spielte. Wie die Huris aussehen, sprach er, darüber hoffe ich zu seiner Zeit das Meinige zu erfahren und zu genießen, nach dem Rechte eines gläubigen Muselmanns. Aber für jetzt wäre es mir lieb, wenn du mir dein Weltwunder von schönem Weibe etwas deutlicher schildertest.

Der Geier, das war für den armen Ibrahim klar, hob schon die Schwingen, um sich auf die Beute zu werfen, die der Habicht für sich erspäht hatte. Er verwünschte seine schwatzhafte Zunge. Doch

wich er mit der Unterwürfigkeit des Morgenländers dem Anspruche des Mächtigern und gab sich nur noch allem Reize der Erinnerung in Ausmalung der Gestalt, der Haare, des Ganges, der, wie er sagte, durch Gewande neidisch bedeckten, aber nicht verdeckten Rundung des Nackens und der Schultern, des feuchten Glanzes der Augen, des Morgenrothscheines über Lilien auf den Wangen Lucreziens, als der letzten Befriedigung, die seiner Leidenschaft vergönnt blieb, hin, obwohl er fürchten mußte, mit jedem Worte Oel in die Flamme zu gießen.

Die Züge aus dem langen Rohre Barbarossas, die früher in behaglichen würdevollen Pausen stattgefunden hatten, folgten sich schneller und stärker; die sich kräuselnden Dampfwölklein waren beinahe zu Wolken geworden. Er war ungeachtet seines vorgerückten Alters noch sehr türkisch empfänglich für weibliche Reize; auch kam es ihm bei aller seiner Gunst für Ibrahim nicht in den Sinn, sein Vergnügen demjenigen des jungen Mannes, dessen Neigung er recht wohl bemerkt hatte, zum Opfer zu bringen. Solche Großmuth lag seinem Wesen ferne. Dagegen lockte ihn der Gedanke, ein so schönes und dabei hochgestelltes Weib für den Harem des Sultans als eine Gabe von außergewöhnlicher Bedeutung zu fangen. Sein Ehrgeiz überwog noch weit seine Sinn-

lichkeit, und er hoffte dadurch eine kleine Mißstimmung Suleimans, die er in Folge einer von ihm ertheilten kühnen Antwort bemerkt zu haben glaubte, wieder in's Gleiche zu bringen. Der alte Held und Räuber war nicht so sehr Hofmann, daß er seine Zunge selbst dem Padischah gegenüber immer streng im Zaume gehalten hätte, doch Hofmann und Türke genug, um zu wissen, daß die Verstimmungen in der Laune eines Sultans oft weit wirksamer durch dergleichen Aufmerksamkeiten, als durch die wichtigsten, aber nicht so persönlichen Dienste gehoben werden. Zwar ging es nicht ganz ohne innern Kampf ab, ehe der leichterregbare, leidenschaftliche Alte zum Entschlusse kam. Die stark und stärker hervorgestoßenen Rauchwolken und das Spiel der Finger am Griffe des Dolches im Gürtel waren ein Zeichen davon. Doch auch Er sollte sich in der Unterordnung seiner eignen Gelüste unter die Rücksicht auf seinen Gebieter und auf sein Verhältniß zu demselben als ein ächter Sohn des Morgenlandes bewähren.

Hältst du sie, frug er, von solcher Schönheit, daß sie ein Geschenk Sr. Hoheit werth wäre?

Werth für Allah, brach Ibrahim aus: wenn es keine Lästerung ist, so zu reden.

Chaireddin winkte einen italienischen Renegaten in seinem Gefolge zu sich heran. Kennst du, so

erkundigte er sich, eine Fürstin an der Küste des Landes Neapel —? er beschrieb die Gegend von Montefelice. Hast auch du von der Schönheit ihres Leibes, die den Burschen da noch jetzt wie einen Opiumtänzer schwärmen macht, gehört — oder das Weib wohl gar selber gesehn?

Herr, erwiederte der Renegat mit demuthvoll gekrümmtem Rücken und vor der Brust übereinandergeschlagenen Armen: du sprichst von der schönsten Frau Italiens.

Gut, murmelte der alte Raubfürst halb in seinen Bart hinein: ich werde sie für den Sultan holen.

Am zweiten Tage darauf schwamm die Flotte, außer der Seemannschaft und den auf Meer und Land gleich heimischen Corsarenhaufen mit zahlreichen Truppen zum Landdienste versehen, an ihrer Spitze das Admiralschiff Chaireddins mit dem großen vergoldeten Halbmonde, der es verzierte und kennbar machte, in die offne See hervor. Die Mündungen der Kanonen blickten verderbenschwanger aus den Seitenwänden der Schiffe; Flintenläufe und Speerspitzen glitzerten auf den Verdecken; Trachten der verschiedensten Völker drängten sich hier bunt durcheinander; unheimliche Gesichter der entlegensten Himmelsstriche, von brauner, gelber, kupferdunkler, schwärzlicher Farbe, wurden darauf, als Soldaten

müßig plaudernd oder als Ruderer arbeitend, sichtbar. In seinem abgetragenen goldgestickten Kaftan saß Chaireddin Barbarossa ruhig schmauchend auf dem Verdecke des Admiralschiffes; ein seidnes Tuch breitete sich, an vier goldnen Stäben befestigt, als wallende Decke über ihm, zum Schutze gegen die vom wolkenfreien Südhimmel niederschießende Sonne gespannt.

Die Gefahr, die von Coron her dem Städtchen und Lucrezien auf dem Rücken des Meeres nahte, wurde dadurch noch bedenklicher, daß gerade jetzt der bedrohten Gräfin ein schwerer Verlust bevorstand. Die Tapferkeit und das Führergeschick ihres Beschützers, mit dem sie, das gegen sie aufsteigende Gewitter nicht ahnend, in so friedlichem Genusse der eignen Geistesfülle und der Empfänglichkeit ihres Schülers verkehrte, sollte ihr durch plötzliche Abberufung von Seiten seines Vaters entzogen werden.

Zweites Kapitel.

Auch wenn die Gespräche zwischen den Liebenden im Kabinet der Gräfin geführt wurden, war

die Annäherung und der Zutritt zu demselben den anmeldenden Dienern und vor allem der Kammerfrau immer offen geblieben und bei dieser Gelegenheit von den neugierig gespitzten Ohren Susannens das eine und andre Wort des Gespräches erschnappt worden. Sie hatte aber auch mehr als einmal ausdrücklich an der Thüre gelauscht, wozu sie sich um so mehr berechtigt hielt, als sie sich durch das Stillschweigen Lucreziens über den Grund der so häufigen Zusammenkünfte mit Albrecht in ihren Rechten gekränkt fand. Hatte sie doch schon längst ein Liebesverhältniß zwischen Beiden herausgewittert und war von ihren früheren Herrinnen her gewohnt, sich bei solchen Anläßen als die nächste naturgemäße Vertraute, Bundesschwester und Helfershelferin ihrer bedrängten Herrschaft zu betrachten. Die theologischen Verhandlungen, die sie bei ihrem Eintritte oder Horchen erlauschte, waren nun zwar nicht gerade das, was sie zu vernehmen erwartet hatte; sie wußte aber, fein und geübt, das Vernommene mit ihrer Voraussetzung schnell genug in einen genügenden und zwar den richtigen Zusammenhang zu bringen. Es war ihr klar wie das Licht des Tages, daß die Tugend der Gräfin nicht bloß einen vorübergehenden Liebesrausch, sondern einen ernsten Bund für's Leben mit dem Geliebten beabsichtige und ihre Frömmigkeit

ihn bekehren wolle, um sich diesem Wunsche ohne Gewissensbisse hingeben zu dürfen. Sie war auch kaum hierüber im Klaren, als sie keinen Anstand nahm, die Entdeckung einigen Freundinnen im Städtchen, so wie dem alten Castellane mitzutheilen. Es war sonst nicht ihre Art, so schwatzhaft über die Angelegenheiten ihrer Herrschaft zu sein; sie würde, wenn Lucrezia sie in's Vertrauen gezogen hätte, sich eher haben köpfen lassen, ehe die leiseste Andeutung ihrer Mitwissenschaft über ihre Lippen gekommen wäre, und hatte in einem früheren Dienstverhältnisse die höchste Standhaftigkeit in dieser Hinsicht erprobt; selbst die Androhung der Folter war nicht im Stande gewesen, sie zum Verrathe ihrer schuldigen Herrin zu bewegen. Aber jetzt, kann man sagen, fühlte sie außer dem Mißvergnügen, daß sie Lucrezien nicht schuldiger fand (denn sie war auch als unbetheiligte Dritte die lebhafteste Freundin von Scandal und verbotenem Liebestreiben) geradezu ein Bedürfniß nach Rache wegen der ihr geschehnen Zurücksetzung. Wenigstens dünkte ihr, so vernachlässigt als sie sich vorkam, daß sie diesmal dem weiblichen Zuge nach Mittheilung, den auch sie im hohen Grade empfand, frei von jeder Rücksicht nachgeben dürfe.

Ich glaube auch, sagte sie zu dem Castellane, daß die Sache bald im Reinen sein wird. Die Frau

Gräfin spricht ja so beweglich, wie ich noch nie einen Prediger vom Orden des heiligen Franciscus oder Dominicus gehört habe, mit einer Erbaulichkeit, einem Redeflusse, einem Schmelz im Blicke, daß er ein Stein sein müßte, wenn er sich nicht überzeugen ließe. Und daß er kein Stein ist, beweisen die Augen, womit er sie anhört.

Zwischen dem alten Castellane und dem Feldweibel Kurt Stempel hatte sich schon seit einiger Zeit ein näheres Verhältniß, nicht bloß eines oberflächlichen Umgangs, ausgebildet. Sie saßen oft stundenlang zusammen, wobei der ehrliche Kurt bemüht war, einige Bruchstücke der Bibel, die er in seiner Kriegstasche mit sich führte, in geradebrechtes Italienisch zu übersetzen und dem Alten die reine Lehre des Evangeliums zu verdeutlichen. Er war das jüngste von den dreizehn Kindern des Stadtschreibers einer kleinen schwäbischen Landstadt, der bei seiner spärlichen Besoldung und zahlreichen Familie nicht daran hatte denken können, viel auf die Erziehung seiner neun Söhne zu wenden. Nur für den ältesten hatte er noch das Schulgeld erübrigt, bei den jüngeren sich aber beschränken müssen, ihnen selber (so weit es die wenigen ihm freibleibenden Mußestunden erlaubten) als Lehrer zu dienen und sie in den Kreis seines eignen beschränkten Wissens

einzuführen. Kurt, als der jüngste, war in dieser Hinsicht theils besser, theils noch dürftiger als seine Brüder gefahren; er hatte von dem schon hinsiechenden Vater, dessen Kräfte nur mit Mühe für seine Amtsverrichtungen ausreichten, bloß einigen Unterricht im Lesen empfangen und verstand kaum seinen Namen zu schreiben; dagegen hatte der Kranke mit ihm häufiger als mit den andern von Gott und den ewigen Dingen gesprochen und die Theilnahme Kurts nach dieser Seite hingelenkt; in einem Sinne, der, wenn auch die kirchliche Bewegung damals noch nicht ausgebrochen war, sich wohl eignete, das Gemüth des Knaben zur Aufnahme des neuen kirchlichen Lebensstromes vorzubereiten. Kurt hatte, als Luther auftrat, schon ein paar Schlachten geschlagen; sein junges Soldatenherz, durch einen ärgerlichen Vorfall in seiner Familie gegen den Einfluß der Pfaffen erbittert, hatte die neue Predigt wie der durstige Acker den Regen ergriffen; recht als ein Beispiel von der Macht, womit die Reformation und das ihren Kern bildende Bewußtsein der Berechtigung jedes Christenmenschen zu einem unmittelbaren, eignen, unbevormundeten Verhältnisse zu Gott in das Volk eindrang.

Es war nicht das erste Mal, daß ihn sein bewegtes Kriegsleben in diese Gegenden führte. Schon

vor fünfzehn Jahren hatte er in dem Heere des Prinzen von Oranien unter den fünftausend Deutschen, die dem Prinzen aus Rom nach Neapel folgten, gegen den französischen Feldherrn Lautrec gedient und sich während seines damaligen und jetzigen Aufenthaltes genug von der hiesigen Mundart, um sich verständlich machen zu können, angeeignet. Durch seinen vertrauten Verkehr mit dem alten Castellane ging ihm diese von Tag zu Tage geläufiger von der Zunge. Der Umstand, daß Kurt in Deutschland dem schon früher erwähnten Sohne des Alten begegnet war und dem bekümmerten, durch den Uebertritt des jungen Mannes zum Protestantismus fast gemüthskranken Vater von dem Ergehen und der glücklichen Lebensstellung seines einzigen Kindes Nachricht geben konnte, hatte ihn und den Alten einander näher gebracht. Kurt, der ein so eifrig protestantisches Herz im Busen trug, als wohl jemals unter dem Wamms eines Landsknechtes geschlagen hat, glaubte, die Gelegenheit benutzen zu müssen, den durch den Vorgang seines Sohnes schon wankend oder doch irre gemachten Alten vollends für das Reich Gottes zu gewinnen. So kam es, daß zuweilen zur nämlichen Stunde, wo im obern Stockwerke des Schlosses die Gräfin den Hauptmann zur alten Kirche zurückzuführen rang, im untern Stockwerke ihr Haus-

genosse auf die weniger beredten und kunstreichen, aber eben so treugemeinten Vorhaltungen des Feldweibels horchte, der in ihm einen Proselyten der neuen Kirche in Arbeit hatte.

Durch den ihm befreundeten Castellan war nun Kurt von den Mittheilungen der Kammerfrau noch an dem Abende, wo dieselben stattfanden, in Kenntniß gesetzt worden. Er selbst hatte in seiner Arglosigkeit und bei dem Mangel an Gelegenheit, die Liebenden zusammen zu sehen, von der wachsenden Herzensneigung seines Hauptmanns nicht das Geringste wahrgenommen, war auch ein zu überzeugter Protestant, um einen Rücktritt zur alten Kirche bei Einem, von dessen Sinn und Verstande er eine so hohe Meinung hegte, nicht für ein undenkbares Ding zu halten. Doch wußte er von der andern Seite aus persönlicher Erfahrung, zu was für tollen unglaublichen Streichen die Liebe verführen könne, und fühlte sich daher, streng wie er es mit den Angelegenheiten des Glaubens nahm und bei der Treue, womit er an Herrn Christoph und fast noch mehr an Albrecht selber hing, durch die empfangene Kunde in große Sorge gestürzt. Das Beste und Ehrlichste schien ihm nach einigem Nachsinnen, sich unmittelbar an Albrecht zu wenden und ihn selber um Auskunft über die Wahrheit des Gehörten anzugehn.

Er mußte sich ein Herz fassen, um seinen Vorsatz auszuführen. Ungeachtet der harten Gewöhnungen seines Standes und der rohen Sitte derjenigen Lebenskreise, in denen er sich meistens bewegt hatte, war er eine feinfühlende Seele und empfand daher das Unbescheidene, das in seiner Anfrage lag. Doch nahm er sich endlich zusammen und erkundigte sich, als er eines Abends eine militärische Meldung überbrachte, beim Fortgehen an der Thüre wieder umkehrend, nachdem er eine Weile stumm vor Albrecht gestanden hatte, unter treuherzigem Stottern, ob es wahr sei, daß er sich von der Gräfin zum Papismus verführen lassen wolle.

Die verlegene Antwort, die er von seinem überraschten Hauptmann erhielt, war wenig geeignet, ihn zu beruhigen. In schwerer Bekümmerniß legte er sich auf sein Lager nieder, wo ihn sonst der Schlaf, noch ehe er den letzten Fuß ganz unter die Decke gezogen hatte, umfing. Es war nicht eben leicht, die Nachtruhe Kurt Stempels zu stören, so oft nicht eine soldatische Pflicht ihn munter hielt. Vor Gefechten und Stürmen, die den dritten Mann aufzureiben drohten, ja wo der Untergang des ganzen Haufens unvermeidlich schien, hatte er auf nasser Erde fest wie einst als spielender Knabe im Hause seines Vaters geschlafen. Aber heute Nacht kam kein

Schlummer in seine Augen; so ununterbrochen eifrig dachte er hin und her, wie er sich jetzt zu verhalten habe, und kam erst am Morgen, als die Stunde zum Aufstehen schon so nahe war, daß es sich nicht verlohnte, noch an Schlaf zu denken, zum Entschlusse.

Auf's neue trat er vor Albrecht, diesmal in strackster soldatischer Haltung: in wenigen kurzen Worten bat er ihn um Urlaub nur auf zwei Tage.

Wozu? wohin willst du, frug Albrecht, über den ernsten, befangen entschlossenen Ausdruck, den er an Kurt wahrnahm, verwundert, und wegen dessen Vorhabens in Erinnerung an das gestrige Gespräch nicht ganz ohne Mißtraun, wenn er auch keineswegs klar in der Sache sah.

Nach Gaeta, erwiederte Kurt. Mein Gewissen ist beschwert und ich kann mir nur dort Erleichterung holen.

Auf die weitre Anfrage Albrechts, was er in Gaeta wolle, erklärte er offen, er könne es nicht mehr mit ansehen; der Herr Obrist müsse wissen, wie es mit dem Herrn Hauptmann stehe. Denn es war nicht seine Absicht, hinter dem Rücken Albrechts zu handeln, wie überhaupt Verhüllung und Lüge nicht seine Sache war.

Albrecht suchte ihn zu beschwichtigen. Ich soll dir Urlaub geben, sagte er, damit du mich anklagen

kannst, in einer Angelegenheit, die mit meiner Militärpflicht nichts zu schaffen hat? — Er erinnerte ihn, daß die Barbaresken jeden Augenblick wieder vor Montefelice erscheinen könnten.

Ich bin Soldat und muß gehorchen, sprach Kurt und verließ in stracker Haltung, wie er gekommen war, das Zimmer.

Er ergab sich jetzt, wenn auch mit tiefer Trauer, in die Unmöglichkeit, Herrn Christoph, wie er es für seine Pflicht hielt, von der Lage der Dinge Kenntniß zu geben. Doch klagte er ein paar Tage darauf seine Noth einem Reisenden aus Nürnberg, einem jungen Kaufmanne, mit dem er vor der Osteria des Städtchens zusammentraf und bei einem Fiasco Wein, dem ein zweiter und dritter folgte, in vertrauliches Plaudern kam.

Erst nachdem er sich von seinem neuen Bekannten getrennt hatte und dieser schon aus dem Thore die Straße nach Neapel hinunter ritt, fiel ihm ein, daß er ihn hätte bitten können, aus Liebe zu Gott einen kleinen Umweg zu machen und, wenn er bei Gaeta vorbeikomme, in seinem Namen den Obristen zu benachrichtigen. Er wollte dem Fortreitenden nacheilen. Nur fand seine Ehrlichkeit ein Bedenken dabei, einen solchen Schritt ohne vorherige Ankündigung an Albrecht zu thun. Er besann sich zwar,

daß es genügen werde, wenn er diesem erst nachher von dem ertheilten Auftrag Anzeige mache, da er ja seine Absicht, Herrn Christoph zu benachrichtigen, bereits offen erklärt habe. Aber unterdessen war der Reisende, sein Roß zu raschem Trabe antreibend, ihm schon unerreichbar geworden.

Doch auch ohne ausdrücklichen Auftrag sollte ihm der Landsmann den gewünschten Dienst leisten. Nicht als ob derselbe aus eignem Antriebe von seinem nächsten Wege ab auf die Bergstadt Gaeta und zu dem Obristen hinaufgestiegen wäre. Der junge Mann war zu wenig hitzig in kirchlichen Dingen und überhaupt in allem, was nicht sein Geschäft anging, zu bequem, als daß er sich so unberufen thätig bezeigt hätte. Auch über Neapel her schien nicht viel Aussicht, die Kunde durch ihn an Herrn Christoph gelangen zu sehen, da er dort vorsichtig alle Gespräche vermied, die ihn als Protestanten verrathen konnten; was ihn jedoch nicht abhielt, bei dazu auffordernder Gelegenheit die Bekehrung des deutschen Hauptmanns, der zu Montefelice in Besatzung liege, durch die dortige Gräfin als Neuigkeit zu erzählen. Einer der dabei Anwesenden war aber in dem Städtchen Mola di Gaeta, das nur durch eine kurze Strecke von der Bergfestung getrennt liegt, zu Hause und ging, das Vernommene noch

frisch im Ohre, einen eben angefangenen Brief an die Seinen zu beendigen.

Auch noch andre Sprachröhre und Wiederhalle hatten dem Verbreitungstriebe des Gerüchtes nicht gemangelt, das Geschwätz der Kammerfrau weiter zu tragen, wenn wir auch nicht im Stande sind, die Fortpflanzung des Schalles mit gleicher Bestimmtheit bis nach Gaeta zu verfolgen. Genug, eines Nachmittags trat der Eiferer Haßhitz mit hochrothem Angesicht vor das Ruhebett, auf dem Herr Christoph in kühlem Zimmer seine Siesta hielt, scharrte und hüstelte, bis er den schlummernden Obristen erweckt hatte, und erklärte dem verdrießlich ermunterten alten Herrn, daß ihm eben eine Nachricht zugekommen sei, deren Mittheilung keinen Aufschub leide.

Sind sie da, die verfluchten Heidenhunde? doch nicht gar in die Festung eingeschlichen? Unmöglich! rief der Obrist, der bei so aufdringlicher Störung nur an einen Handstreich der Seeräuber oder Türken dachte, wodurch sein raschestes Einschreiten nöthig werde. Aber warum kommt denn ihr, mir das zu melden und nicht — — Heda, Bertram, Peter, was soll das?

Die beiden Landsknechte, die sich als Ordinanzen des Obristen im Vorgemache befanden, eilten

herein. Doch Haßhitz bemerkte, daß es sich nicht von einer Kriegsangelegenheit, überhaupt nicht von einer Angelegenheit dieser Welt handle, sondern einer Gefahr, welche das eigne Fleisch und Blut Herrn Christophs mit dem Verluste des ewigen Heiles durch den greulichsten Abfall von Gott bedrohe, ja schon so gut wie den Graus des Höllenschlundes darunter aufreiße.

Dem kaum erst erwachten Obristen war bei dieser nicht eben klar ausgedrückten Berichtigung, dieser Gefahr für das ewige Heil seines eignen Fleisches und Blutes ganz wirr vor der Stirne geworden. Er starrte, ohne einen Laut als die Wörtlein: Wie? Was? hervorzubringen, auf Haßhitz, der die beiden Landsknechte mit einem Winke aus der Thüre wies und darauf dem Obristen von der über Albrecht eingegangnen Kunde erzählte.

Er soll schon seine Einwilligung zum Abfall erklärt haben, der Tag des Uebertritts bereits festgesetzt sein, rief er. Es gehört zu den unbegreiflichen Rathschlüssen Gottes, daß wir erst heute und auch das nur durch halben Zufall davon erfahren; denn das ganze Städtchen unten spricht schon seit acht Tagen von nichts andrem, die ganze Umgegend ist davon voll, man hat von Neapel her darüber geschrieben. Doch eigentlich weiß ich es ja schon längst;

wer mußte nicht das Aergste nach den Briefen des Herrn Hauptmanns über jene Tochter Babels, jene Bundesfreundin Beelzebubs voraussehn! Auch bin ich keiner Vernachlässigung meiner Pflicht schuldig. Habe ich nicht genug gemahnt und gewarnt; doch immer ein taubes Ohr, wie die Propheten Israels und Judas bei ihren verstockten Königen gefunden. Nun seht ihr das Unheil, das daraus gekommen ist.

Wirklich hatte der Magister schon seit Monaten, so oft ein Brief Albrechts von dessen gesteigertem Entzücken für die Gräfin Zeugniß gab, gewaltig den Kopf geschüttelt und dem Obristen angelegen, den Hauptmann nicht länger in Montefelice zu lassen, sondern aus den Schlingen der papistischen Delila, ehe er zum Schaden seiner Seele umschnürt werde, zu retten. In Christoph selbst waren ernste Besorgnisse aufgestiegen. Von der andern Seite empfand aber sein väterliches Herz ein zu frohes Behagen an dem neuen Lebensmuthe, der sich durch die Einwirkung Lucreziens in Albrecht regte, es war ihm zu lieb, den theuern Sohn aus der Versunkenheit seines Schmerzes gerettet und die hellere Stimmung desselben, die schon während des Aufenthaltes in Neapel, aber nur ungewiß und zeitweise, aufgetaucht war, nicht nur befestigt, sondern zum hellsten frischesten

Glanze aufstrahlen zu sehn, als daß er sich so leicht hätte entschließen können, hier hindernd einzugreifen. Auch der Umstand, daß, wie Albrecht schrieb, die Gräfin in der so wichtigen Lehre von der rechtfertigenden Kraft des Glaubens ganz protestantisch denke, machte auf Christoph einen günstigen, beschwichtigenden Eindruck, so sehr sich auch der unduldsame Haßhitz bemühte, das Einverständniß der Gräfin zu verdächtigen.

Doch wirkte dieser Eindruck freilich nicht so stark, daß ihm jemals der Gedanke gekommen wäre, sich auch im Falle eines solchen Schlusses und Ausganges, wie ihn jetzt Haßhitz ankündigte, zufrieden zu geben. Die Vorstellung, seinen Albrecht in die Reihen der Papisten (oder auch nur Halbpapisten) übergehen zu sehen, blieb ihm die widerwärtigste von der Welt, und er hatte nur dadurch bisher gegen sie Stand gehalten, daß er sie sich mit Hülfe seiner Vaterliebe und seines Vertrauens in die protestantische Gesinnung Albrechts wie mit gutem Landsknechtspieße vom Leibe gewehrt und gar nicht an sich hatte kommen lassen. Dummer Schnack, so lautete das Sprüchlein, das er den Mahnungen des Magisters entgegenzusetzen pflegte: ich habe noch nicht Lust, zu fürchten, daß der Mond morgen Nacht vom Himmel fallen wird.

Auch jetzo sträubte er sich, der von Haßhitz überbrachten Nachricht Glauben zu schenken, obwohl er sich ernstlich beunruhigt fühlte, daß ein Gerücht dieser Art hatte entstehen können, da er der Meinung war, daß einem solchen allgemeinen Schwatze in der Regel etwas Wahres, wenn auch nur ganz wenig, zu Grunde liege. Am Ende, so warf er sich zu seinem Troste ein: etwas Wahres ist auch da. Der Junge ist bis über die Ohren verliebt; das wird er offen genug den Augen der Welt zur Schau gestellt haben, und so gut wie ihr die Sorge daraus geschöpft habt, daß sein Glaube dadurch gefährdet werden könne, ist auch die gute Klatschbase Welt so weise gewesen.

Verdammt, daß ich jetzt gar nicht daran denken darf, die Festung auch nur auf kurze Zeit zu verlassen, sprach er. Ich bin gewiß, wenn ich dem Jungen nur einmal in's klare, kluge Auge sähe, die ganze Sorge würde in Wind verwehen. Aber wer steht mir dafür, daß der Raubhund Barbarossa nicht in meiner Abwesenheit einen Angriff, wär's auch nur unten auf das Städtchen, das meiner Obhut mit vertraut ist, versucht! Nach den letzten Nachrichten war er ja schon von Coron aufgebrochen, und ich habe niemand, von dem ich meine Stelle hier mit Sicherheit vertreten lassen kann.

Beruhigt euch, sagte Haßhitz: ich will an eurer Stelle —

Ihr an meiner Stelle? Denkt ihr, daß sich die Türken mit einem Bibelspruche verscheuchen lassen, fiel Christoph ein.

Nicht hier, entgegnete Haßhitz; in Montefelice will ich eure Vertretung übernehmen. Ich habe schon zu lange gesäumt, der dortigen Besatzung den Trost des Wortes Gottes und seines heiligen Sacramentes zu bringen. Nun, mein lahmes Bein läßt es noch jetzt nicht gut zu; aber der Herr verhüte, daß ich mich jetzt, wo die Pflicht so dringend wird, noch davon abhalten lasse, und sollte ich an der Krücke hinschleichen oder auf den Händen kriechen müssen. Wenn man mich auf's Roß hinauf hebt, wird es schon gehen und der Beistand des Herrn mir auf diesem Wege die beste Krücke sein.

Man konnte an der zwischen Beistimmung und Abneigung schwankenden Miene Herrn Christophs erkennen, daß die angebotene Vertretung ihm nicht unbedingt zusagte. So aufrichtig er den Magister und die Kraft seiner Predigt verehrte, so beifällig er von demselben zu sagen liebte, daß er das Schwert des Wortes Gottes dem Papste bis an das Heft in den Wanst stoße, wäre ihm doch hier, wo es die Zukunft seines Sohnes und die Entscheidung darüber

galt, ein nicht so stoßfreudiger Vermittler willkommner gewesen.

Doch empfand er das dringendste Verlangen, etwas Sichres aus Montefelice zu hören, und welchen Grund hätte er auch auffinden sollen, den Magister von Erfüllung einer Pflicht abzuhalten, die er selber als eine heilige anerkennen mußte?

Bevor Haßhitz am Morgen darauf seine Reise antrat, hinkte er nach dem Wandschranke, worin er unter der Hülle eines weißen Tüchleins den Abendmahlskelch verwahrte, den Herr Christoph anstatt des bei dem Feldzug in Afrika verlornen hatte anfertigen lassen und den der Magister mit nach Montefelice nehmen wollte. Wer beschreibt sein Entsetzen, seinen gerechten Zorn, als er den Schrank erbrochen und unter dem weißen Tüchlein statt des Kelches eine mit allerhand Teufels- und Höllenfratzen beklebte Büchse fand, an deren aus Pech und Schwefel bestehendem Inhalte sich Haßhitz, in der Hast seines Zornes übereilt zutappend, häßlich die Finger beschmutzte. Ein Zettel lag darauf mit einigen Versen in der gemeinen Mundart des dortigen Volkes, die, als sie dem Magister übersetzt wurden, einen Ausbruch in Fluch und Verwünschungen bei ihm hervorriefen, wie kaum je mit so gutem Fuge, aber auch selten so heftig aus seinem Munde gesprudelt hatte.

Die Verse, in Worte von ähnlicher Roheit verdeutscht, lauteten:

Hier kannst dir schon auf Erden zünden,
Was du dereinst wirst drüben finden.
Für dich, Schandketzer, das Sacrament
Nur in Höllenpech und Schwefel brennt.

Der Verdacht des Magisters und auch Herrn Christophs wegen dieser Verhöhnung fiel zunächst auf einen alten Spanier, der mit einigen andern halbinvaliden spanischen Soldaten beim Wechsel der Besatzung und dem Abzuge seiner Landsleute im Kastelle zurückgeblieben war. Der Alte hatte gleich von Anfang her einen an Abscheu grenzenden Widerwillen gegen Haßhitz an den Tag gelegt; überhaupt ließ die bekannte Geneigtheit des spanischen Charakters zu einem finstern Fanatismus den Thäter eher unter diesem Volke, als unter dem zwar sinnlich leichtgläubigen, dabei aber heiter duldsamen neapolitanischen Volksstamme suchen. Doch fehlte es allerdings auch unter den Eingebornen und besonders der Welt- und Klostergeistlichkeit nicht an aufgebrachten Gegnern des Magisters, die das herausfordernde Bezeigen desselben ihm zugezogen hatte und deren Erbitterung schon bei verschiednen Gelegenheiten bemerklich geworden war. Vor allem aber blieb es zweifelhaft, ob nicht die religiöse Verhöhnung bloß eine Maske

sei, um den damit verbundnen Diebstahl vor der Welt und vielleicht vor dem eignen Gewissen des Diebes zu beschönigen.

Zwar wurde nur Christoph, nicht der Magister, hierdurch in dem Verdachte auf den alten Spanier irre gemacht. Haßhitz wäre am liebsten wider den Alten gleich zur Folter geschritten und gab sich alle erdenkliche Mühe, den Obristen zu den gewaltsamsten, ganz unzulässigen Maßregeln fortzureißen. Selbst der für ihn so dringende Anlaß, der ihn nach Montefelice trieb, wurde von seiner Begierde, den Frevler an Gott und ihm entlarvt und wo möglich am Galgen zu sehen, in den Hintergrund gerückt. Er schob seine Abreise erst um einen, dann um zwei Tage auf; doch gelang es ihm nicht, Herrn Christoph aus seiner besonnenen Haltung zu treiben; ja es wäre ihm, als er einmal ein Räuschlein des alten Herrn dazu zu benutzen suchte, fast übel bekommen, indem der berauschte Kriegsmann in der nebelhaften Verwirrung seiner Vorstellungen und äußern Anschauungen ihn selber für den Dieb ansah und ihm den Weinkrug nach dem Kopfe warf. Als daher die von Herrn Christoph mit Nachdruck, doch zugleich Mäßigung betriebnen Nachforschungen zu keinem Resultate führten, auch der Obrist aus väterlicher Sorge den Magister an dessen Vorhaben wegen des Sohnes erin=

nerte, entschloß sich Haßhitz am dritten Tage, seine Reise anzutreten. Mit eingeklemmten Sammetpfötchen fängt man ja doch keine Mäuse, brummte er vor sich hin.

Drei Landsknechte wurden beordert, dem Magister auf seiner Fahrt zum Schutze zu dienen. Die jungen wilden Burschen wandelten mit Pickelhaube, Schwert und Lanze bewaffnet und sich an soldatischen Scherzen und Liedern vergnügend, ob deren unsaubern Inhaltes sie zuweilen einen derben, doch nicht auf lange fruchtenden Verweis von ihrem Seelenhirten erfuhren, bald neben, bald hinter dem Rößlein, das den Feldprediger trug.

Im Anfange seines Rittes war Haßhitz noch von dem Aerger über den Diebstahl und die ihm zugefügte Beleidigung zu erfüllt, um mit hinlänglich freier Seele die seiner in Montefelice wartende Aufgabe in's Auge fassen zu können. Aber je weiter er ritt, um so mehr gelang es ihm, seine Gedanken nach dieser Seite zu kehren. Nicht bloß die leibliche Annäherung an Montefelice wirkte dazu mit, sondern der Uebergang in seiner Gedankenrichtung wurde auch dadurch erleichtert, daß er es ja hier wie dort mit der nämlichen verhaßten Macht als Feindin zu thun hatte, hier wie dort Eingriffe des Papismus von ihm zu bekämpfen waren, hier wie dort ein Gegen-

stand frommen Aergers und Ingrimms ihm vor die Seele trat. Mit seinen Gedanken wandte sich ebendarum alles Gift, das von dem in Gaeta erlittnen Frevel her in ihm gehäuft lag, auf den verwandten Frevel, der ihn nach Montefelice führte, hinüber. Schon an sich hatte ihn die Nachricht von Albrechts Abfalle erboßt; jetzt wurde diese Stimmung noch durch die ganze Bosheit verbittert, die das Pech an den Fingern, der Kirchenraub, die schmähliche Verhöhnung, die Unmöglichkeit, des Gegners habhaft zu werden, die Ablehnung der von ihm vorgeschlagnen Gewaltschritte in ihm aufgerührt hatten. Ich will doch sehen, dachte er, ob die Sache Gottes in diesem verruchten Lande immer den Kürzern ziehen soll, ob unser Herr Jesus Christus hier noch jetzt nur dazu da ist, um Spott und Verrath an seine Feinde zu dulden!

Drittes Kapitel.

Ehe wir dem trefflichen Seelenhirten in das Schloß von Montefelice folgen, wird es dem Leser nicht unwillkommen sein, über die früheren Schicksale,

so wie die Lebens- und Geistesrichtung des für den Fortgang dieser Geschichte nicht unwichtigen Mannes etwas Näheres zu hören.

Elias Haßhitz hatte seine Predigerlaufbahn unter sehr günstigen Aussichten angetreten. Durch seine theologische Gelehrsamkeit, seinen Eifer, seine Redegabe hatte er als ein noch junger Kandidat des Predigtamtes die Aufmerksamkeit eines der damaligen Häupter der protestantischen Theologie auf sich gezogen und war von demselben zur Stelle eines Hofpredigers am Hofe eines kleinen deutschen Fürsten empfohlen worden. Es war ihm auch bald gelungen, sich bei dem schon bejahrten, verwittweten, am Podagra leidenden Fürsten in ein Ansehn, wie er es nur wünschen konnte, zu setzen. An einer Einmischung in Staatsangelegenheiten, insoweit ihn nicht die Interessen seiner kirchlichen Partei dazu aufforderten, war ihm nichts gelegen; ebensowenig strebte er darnach, eine lästige Herrschaft und kleinliche Oberaufsicht über das sittliche Verhalten seines fürstlichen Beichtkindes zu üben. Das, worauf es ihm ankam und was er in vollem Maaße erlangte, war ein Uebergewicht der theologischen Interessen in dem Kreise, in welchem er lebte, die Freude, das große autoritative Wort in dieser Hinsicht zu führen, sich nicht bloß auf der Kanzel, sondern vom Morgen bis

Abende, selbst beim Schmause und Trinkgelage, dem Genusse des Predigens und geistlichen Belehrens, dem für ihn höchsten Genusse, sich selber sprechen zu hören, hingeben zu können. Der alte Fürst lieh, wenn ihm nur gestattet wurde, dabei gemächlich seinen Becher und einen Teller nach dem andern auf Kosten seiner Füße zu leeren, den Erörterungen des Magisters willig und voll christlicher Erbauung sein Ohr; und das Glück des frommen Sprechers wäre ungestört geblieben, wenn sich nicht der fast siebenzigjährige Herr noch plötzlich zu einer dritten Heirath entschlossen hätte. Die junge weltfrohe Fürstin, der es genug schien, des Sonntags am Vor- und Nachmittage dem Dienste des Herrn obzuliegen, ließ gar bald bei den andächtigen Vorträgen des unermüdlichen Predigers eine lebhafte Ungeduld blicken und fuhr auf anstößige Weise mit einer lachenden Bemerkung über irgend einen Mummenschanz dazwischen. Die frommen, immer schärferen Zurechtweisungen, die sich Haßhitz, endlich selbst von der Kanzel herab, erlaubte, führten zuletzt einen offnen Bruch zwischen ihm und der Fürstin herbei, welcher, da die junge, schöne Fürstin ihren ergrauten Gatten völlig am Gängelbande ihrer Laune leitete, die Entlassung des Predigers wegen gröblicher Beleidigung fürstlicher Hoheit zur Folge hatte. Der Ruf eines Mär-

tyrers ging mit ihm und war ein Hauptgrund geworden, daß sich Herr Christoph, als er sich nach einem Feldprediger umsah, bewogen fand, ihm diese Stelle anzubieten; ein Antrag, der dem durch seine Ausweisung in eine amt- und brodlose Lage gestoßnen Magister ganz erwünscht gekommen war.

Auch Haßhitz hätte, gleich Schellhorn, eher Welt und Menschheit als ein Pünktlein seiner Doctrin geopfert, die sich bei dem einen wie dem andern in der Wechselwirkung nach links- und rechtshin geschleuderter und von links- und rechtsher erduldeter giftiger Streitschriften wie mit Scheidewasser eingeätzt hatte. Ja, der Protestant zeigte sich noch eigensinniger und rechthaberischer als der Pater, dessen schlaue Geschmeidigkeit wenigstens nach Außen und zum Scheine nachzugeben wußte, um seine tiefern Zwecke desto sicherer zum Ziele zu führen, während Haßhitz eben im Disputiren und augenblicklichen Rechtbehalten seinen Hauptzweck fand, oder doch alles Andre darüber aus den Augen verlor. Beide waren nicht ohne Beredtsamkeit, aber die des Paters eine geschminkte und künstliche; die des Magisters braus'te in natürlichem, oft unfeinem und selbst unfläthigem, doch immer aus der Quelle strömendem Ergusse hervor. Schellhorn war überhaupt innerlich trockner und dürrer, Haßhitz frischer und saftiger,

wenn auch der Saft eine gährende und beitzende Schärfe hatte. Dieser Unterschied beruhte theils auf ihrer verschiednen Persönlichkeit, theils darauf, daß die neuere Doctrin des Protestanten noch jugendlich im Kampfe aufstrebte, noch nicht so, wie es ihr leider nachher (bis auf die Tage Speners) bevorstand, in verjährtem Hader zu aller Dürre eines orthodoxen Buchstabenformalismus verknöchert war.

Haßbitz, wie Schellhorn, wußte nicht viel von christlicher Liebe; nur daß der Pater häufig die Liebe im Munde führte und sie ein, wenn auch nur theoretisch anerkanntes Glied seines Systemes bildete, Haßbitz aber auch nicht einmal hier viel mit ihr zu schaffen hatte und sie ihm völlig von dem Glauben und wieder dem Glauben und nichts als Glauben verdeckt wurde. Die elende menschliche Vernunft, die sich da am unterwürfigsten zu beugen habe, wo es dem Vorwitze des Menschen am sauersten ankomme, die völlige Unfähigkeit des Menschen, durch Zuthun seiner Werke etwas an seinem Gnadenstande zu bessern, die Verdammlichkeit aller Tugenden der Heiden als glänzender Laster waren der Haupttummelplatz, auf dem sich seine Predigt und Rede bewegte. Er näherte sich in seinem theologischen Bekenntnisse denen, die in ihrem Widerwillen gegen das Verdienst der guten Werke so weit gingen, dieselben als schäd-

lich zur Seligkeit zu betrachten; eine Hinneigung, an der anfangs der gesunde Sinn des Obristen erheblichen Anstoß nahm, sich aber durch die Erklärung des Magisters beschwichtigen ließ, daß hier unter guten Werken vornehmlich diejenigen verstanden würden, worauf die Päpstlinge ihren Anspruch auf Seligkeit zu gründen pflegten, nicht aber wenn einer als ein tüchtiger Kriegsmann oder Feldwirth thätig sei; was, wenn man sich dabei nur fest im Glauben halte, eher zum Heile als Schaden der Seele gereichen müsse. Zu fasten oder sich sonst zu kasteien, war nicht die Sache Herrn Christophs, und selbst ein verdächtigender Hinblick auf das Almosengeben der Katholiken als schädlich zur Seligkeit konnte bei ihm, dem sparsamen Haushalter, auf Beistimmung oder doch ein geduldiges Ohr zählen.

Es war in Haßbitz ein Eifer für das, was er als Wahrheit erkannt hatte, eine unerschrockne Ueberzeugungstreue, die er im Nothfalle unter allen Qualen der Folter und eines peinvollen Todes bewährt haben würde; aber die Ueberzeugung bestand doch nur in der unerschütterlichen Meinung von der alleinrichtigen Auslegung einer schriftlichen Urkunde; sie blieb nur dogmatisch, theologisch; kein innres Bedürfniß des Gemüthes hatte ihn dahin geführt, es müßte denn ein Bedürfniß des Zornes und Hasses sein.

Der Zorn Gottes hatte ihn in der heiligen Schrift mehr als die Liebe Gottes getroffen. Er ließ die Milde und Güte des Erlösers, die auf Sanftmuth und Friedfertigkeit gehenden Vorschriften desselben mehr auf sich beruhen. Dagegen lebte und webte er in den Drohworten des neuen Testamentes, in den alttestamentlichen Gestalten eines Elias und Elisa, auf dessen Fluch die Knaben, die ihn als Kahlkopf verhöhnten, von Bären gefressen wurden. Nie hatte er lauer als über das Gleichniß vom barmherzigen Samariter gepredigt.

Viertes Kapitel.

Die Sorge des frommen und treuen Kurt um das Seelenheil Albrechts war unterdessen durch die argwöhnische Aufmerksamkeit, die er, sonst von allem Argwohne so fern, dem Verhalten seines Hauptmanns gewidmet hatte, nur höher und höher gestiegen. Er glaubte im ganzen Wesen des letzteren eine Veränderung zu spüren, die den ihm zugetragnen Verdacht bestätigte, eine Verlegenheit und zugleich Gereiztheit, wie sie allerdings von Seiten Holms dem

Feldweibel gegenüber, von dem er sich auf lästige Weise beobachtet fühlte, vorhanden war. Auch eine andre, von dem gewöhnlichen Charakter Albrechts abweichende Seltsamkeit, jener wechselnde Zustand von hoch und heiter schwebender Begeisterung und unruhig nach der Tiefe ringendem Grübeln, worin sich Albrecht hinauf- und hinabgetrieben sah, war dem von Verdacht geschärften Auge Kurt Stempels nicht verborgen geblieben und wurde von dem ehrlichen Späher, wenigstens aus dem Groben, richtig gedeutet.

Im Sinnen über diese von ihm gemachten, ihn immer schmerzlicher bedrängenden Wahrnehmungen stand Kurt eines Abends auf der Mauer des Städtchens, unfern von einem Wachtposten, dessen laut zu ihm herschallendes Geschwätz und, wie es schien, Gezänk ihn in seiner Träumerei nicht störte, als ein auf der Straße von Neapel herannahender Trupp von Reisenden zu Fuß und Rosse seinen Blick an sich zog. Welche freudige Ueberraschung durchdrang ihn, als er in dem langsam näher und näher schuckelnden Reiter den verehrten Mann Gottes erkannte!

Denn er verehrte den Magister, wie er überhaupt auf jeden Prediger des göttlichen Wortes mit Verehrung zu blicken gewohnt und geneigt war. Er erbaute sich an der Redekraft desselben; die polemi-

sche Heftigkeit, den keine Schonung, aber auch keine Menschenfurcht kennenden Zorn hielt er nach den Begriffen des Jahrhunderts und dem von Luther selbst gegebnen Beispiele nur für die nothwendigen Eigenschaften eines wahrhaft berufnen Kanzelredners. Er erbaute sich an den finstern Drohungen, den Schilderungen des göttlichen Zornes, die, sobald der Magister auf die Kanzel trat, aus dessen Munde rollten, an den Worten des Bannes und Fluches, die Haßhitz von seinem geistlichen Rednerthrone auf die Feinde des Herrn und seine eignen theologischen Widersacher (für ihn unter den Feinden Gottes die verdammlichsten) warf. Nicht als ob sich die fromme Seele Kurts dadurch ganz und in jeder Hinsicht befriedigt gefühlt hätte; im Gegentheil pflegte er das, was er vermißte, in seiner bibelkundigen Weise so auszudrücken, daß ja der Herr, als er bei Elias vorübergegangen, nicht im Sturme und Erdbeben, sondern im linden Säuseln gewesen sei. Doch freilich, so setzte er dann hinzu, auch der Sturm und das Erdbeben waren doch immer die Vorgänger des Herrn, und das Reich des Antichrists ist noch so mächtig auf Erden, daß es vor allem noth thut, mit Kolben darein zu schlagen.

Es freute ihn, sich einmal wieder an diesem kräftigen Wortsturme erfrischen zu sollen; doch noch

weit mehr war es die Aussicht, einen Beistand in seiner Bedrängniß wegen der Seelengefahr seines geliebten Hauptmanns zu erlangen, was sein Herz in hoher Freude klopfen machte, als er dem Magister entgegeneilte.

Haßhitz begann sogleich nach der ersten Begrüßung, sich bei dem Feldweibel nach dem Stande des Glaubens unter der deutschen Besatzung und wie es vornehmlich mit der religiösen Ueberzeugung des Hauptmanns Holm bestellt sei, zu erkundigen, fuhr auch während des Weges zum Schlosse hinauf mit seinen Nachfragen fort, ohne auf die mitgehenden Landsknechte irgend eine Rücksicht der Schicklichkeit und vorsichtigen Zurückhaltung zu nehmen. Dann lange ich ja zur Zeit der höchsten Gefahr an, rief er, als er den Bericht Kurt Stempels über die Mittheilungen des Kastellans und das Bezeigen Albrechts vernommen hatte. Nun, ich fürchtete schon, auf noch schlimmeres Unheil zu stoßen und den gottverfluchten Uebertritt schon offen erklärt zu finden. Doch giebt das keinen Verlaß, daß das Unheil nicht bereits im Stillen geschehen ist. Denn der Satan liebt es, im Dunkeln zu munkeln.

Kurt führte den Geistlichen nach Albrechts Zimmer. Die Betroffenheit des jungen Mannes bei dem Eintritte Haßhitzens, die durch den nichts Gutes

bedeutenden Ausdruck im Auge und um den Mund des unerwarteten Ankömmlings erhöht wurde, fiel nicht bloß dem Magister, sondern auch dem Feldwebel, dem einen mehr zum Aerger, dem andern zum Schmerze, auf. Bescheiden zog sich Stempel nach Einführung des, wie man sah, nicht eben willkommnen Besuches und den ersten zwischen Haßhitz und dem jungen Holm gewechselten Worten in den Vorsaal zurück. Zum erstenmal in seinem Leben wurde es ihm schwer, nicht an der Thüre zu lauschen. Doch riß er sich, als er schon sein Ohr an dieselbe geneigt hatte, mit Gewalt, von einem Gefühle tiefer Beschämung durchströmt, zurück und ging, ein Nachtquartier für den Prediger zu besorgen.

Albrecht hatte sich im Laufe der letzten Tage mehr als einmal nach der Belehrung, dem Rathe, der Leitung des würdigen Cellarius gesehnt. Was hätte er zuweilen darum gegeben, den geistlichen Freund nur auf eine Stunde an seiner Seite zu haben! Er fühlte, daß er in den Dunkelheiten, in denen er irrte, von dem zweideutigen Lichte, das auf ihn einschien, geblendet, einer zurechtweisenden Stimme bedürfe, daß ihm ein mit reiferer Einsicht begabter, nicht wie er von Leidenschaft befangener Führer noth thue. Doch selbst Cellarius (das empfand er, ohne es sich zu gestehen) war nicht ganz der Rathgeber,

dessen er bedurfte. Selbst hier hatte er eine einseitige Strenge der protestantischen Auffassung zu fürchten, einen parteibeengten Standpunkt, auf den er (das klang ihm leise, doch bestimmt aus innerster Seele zu) nicht mehr zurücktreten könne, noch zurückzutreten wünsche. Es war ein Anderer als selbst Cellarius, ein Geist von gleich gründlichem Wissen, aber höherer Milde und Freiheit, was in einzelnen Augenblicken als ein Gedankenbild der Sehnsucht vor seiner Seele aufstieg — und statt dessen jetzt Haßhitz vor ihm stand. Eine düstre Ahnung überflog ihn, daß hier nicht bloß ein ungeschickter Rathgeber, daß hier ein Störenfried seines Glückes komme.

Die Unterredung zwischen ihnen wandte sich bald auf die Veranlassung, die den Magister, trotz der noch fortdauernden Lähmung seines Beines, hierher brachte. Auch bei minder starkem Antriebe nach rascher Verhandlung der Hauptsache würde dieser seiner Gewohnheit, mit der Thüre in's Haus zu fallen, schwerlich untreu geworden sein. Ohne daß er irgend einen passenden Uebergang abgewartet oder sich auf eine feine vorläufige Ergründung der kirchlichen Gesinnungen Albrechts eingelassen hätte, fuhr er ihm mit der Frage in's Gesicht: wie es denn mit seinem Glauben aussehe? und eröffnete ihm, welche schlimme Kunde darüber nach Gaeta gekom-

men, in welche Sorge er, Haßhitz, und der Obrist (er betonte scharf die Nennung des letzteren) dadurch gestürzt worden sei, wie er zu Gott hoffe, das Gerücht nicht bestätigt zu sehn.

Albrecht war viel zu ehrlich, zu fromm, zu stolz, um seine wahre Herzensmeinung hinter einer künstlichen Umschleierung zu bergen. Auch die Rücksicht auf seinen Vater, dessen Erwähnung ihn bestürzt hatte, trieb ihn zur Offenheit. Doch empfand er von der andern Seite ein innres Widerstreben, sich mit Haßhitz über sein tiefstes religiöses Verhalten (besonders bei der Verbindung, in welcher dieses mit seinem Gefühle für die Gräfin stand) näher einzulassen. Er beschränkte sich also auf die allgemeine Erklärung, daß er weit davon entfernt sei, von dem Bekenntnisse des lauteren Gotteswortes, wie es sich in der heiligen Schrift finde, abzufallen; daß ihm aber, nachdem er Gelegenheit gehabt habe, die römische Kirche und ihre ächten Vertreter besser als bisher kennen zu lernen, manches in milderem Lichte erscheine.

Wenn nur der Teufel dieses mildere Licht nicht dereinst zum höllischen Feuer aufschürt, das euch scharf auf die Finger lodert, brach der Magister aus. Er überstürzte Albrecht mit einem Hagel von Fragen, die immer eindringlicher, zudringlicher, unver-

schämter wurden, je mehr sich Albrecht, von der plumpen Weise Haßhitzens beleidigt, kurz und ausweichend zurückzog. Was ihm denn so viel besser als sonst an der alten, verdammten Heidenkirche zusage; hinsichts welcher Lehren und Institute er sich so viel günstiger gegen sie gestimmt fühle; ob es das Papstthum, das Mönchsthum, das Meßopfer, der Heiligenunfug oder was sonst sei, worüber er seine Meinung geändert habe; wer denn die ächten Vertreter des Romanismus seien, die ihn zu beschwatzen gewußt hätten? Oder ob diese Vertreter am Ende nur in einem vollen Weiberbusen beständen, durch den ihn der Satan zu kirren gewußt habe?

Schon früher war Haßhitz unsrem Freunde nichts weniger als angenehm gewesen. Der junge Holm hatte die Vorliebe seines Vaters für den plumpen Eiferer nicht theilen können. Herr Christoph, obwohl gegen die Fehler des Magisters nicht blind und der Leidenschaftlichkeit desselben keineswegs immer nachgebend, hatte doch an der rücksichtslosen, unerschrockenen Offenheit, womit Haßhitz auch ihn, seinen Gönner und Patron, mit seinen geistlichen Zurechtweisungen verfolgte, Gefallen gefunden. Jeder muß auf seinem Posten sein und ohne Scheu zustoßen, wenn er auch den eignen Bruder im feindlichen Gliede sieht, sagte der alte Herr. Zumal seit dem Tage,

wo sich Haßhitz bei einem heißen Gefechte auf dem Marsche nach Metafuz mit todesmuthiger Kühnheit in's heftigste Gedränge gewagt und die Soldaten ermahnt hatte, diesen neuen Philistern und ungläubigen Amalekitern wacker die Zähne zu weisen, war nichts mehr im Stande, den Feldprediger aus der Gunst des Obristen zu verdrängen.

Doch wie gesagt, Albrecht, so empfänglich er auch für Anerkennung von Muth und Geradheit bei Anderen war, hatte sich doch dadurch für den Magister, bei dem er dieses edle Metall mit zu viel schlechtem Beisatze gemischt fand, nicht gewinnen lassen. Jetzt wurde ihm derselbe (besonders durch seine rohen Anspielungen auf Lucrezien) mit jedem Augenblicke widerwärtiger, was aber auf Haßhitz, der die steigende Abneigung Albrechts fühlte, nur die Wirkung hatte, ihn immer anzüglicher zu machen. Er sagte dem Hauptmann grob auf den Kopf zu, daß er mit der Wahrheit hinter dem Berge halte, ermahnte ihn, zu bedenken, daß sich unser Herrgott keine Nase drehen lasse und er vor dem Richterstuhle Jesu Christi doch dermaleinst mit der Sprache werde heraus müssen. Er erlaubte sich, indem auch von seiner Seite Aerger, Zorn, Abneigung von Augenblick zu Augenblick stieg, die unfläthigsten Aeußerungen und selbst klare Schmähungen wider Lucrezien.

Da riß unserm Holm die Geduld. Er gebot dem Lästerer mit drohend auffunkelndem Blicke, sich jeder Beschimpfung einer Frau zu enthalten, die so hoch stehe, daß Haßhitz gar keines Urtheils über sie fähig sei. Ich bitte euch darum, sprach er mit einem Tone, der durchaus nicht wie Bitte klang, wenn ihr wollt, daß ich die Achtung, die ich eurem Stande schuldig bin, nicht auf eine Weise aus den Augen verlieren soll, die mich nachher gereuen würde.

Sogar Haßhitz verstummte vor der Entschiedenheit dieses Tones. In Albrecht aber wallte die Aufregung über die Ungezogenheit des Feldpredigers noch fort und entlud sich in den allerdings noch mehr seinen Aerger, als seine innerste Ueberzeugung ausdrückenden Worten: ich habe euch schon gesagt, ich bin noch weit davon entfernt, meinen Glauben zu wechseln; doch so weit freilich, das kann ich nicht läugnen, bin ich schon gediehen, daß wenn mir nur die Wahl gelassen würde zwischen einem Protestantismus, wie ihr ihn vertretet, und dem Romanismus der Gräfin und ihrer Freunde, mir vielleicht die Wahl nicht schwer fallen dürfte.

Wirklich! rief der Magister stotternd und starrend vor Erstaunen, obwohl er an dem, was Albrecht aussprach, schon längst nicht mehr gezweifelt hatte. Nun, es ist nur gut, — daß ihr euch endlich offen

erklärt. Das wird ja eurem Vater große Freude bringen, daß sein einziger Sohn —

Meinen Vater denke ich selbst von dem, was ich in der heiligsten Angelegenheit denke und meine, zu unterrichten, fiel Albrecht ein. Mit euch aber habe ich für jetzt nichts weiter zu verhandeln.

Er ging rasch aus der Thüre und ließ den Prediger eben so sehr verdutzt als von Grimm und Galle schwellend zurück. Ein Schwindel war die Folge, der den seines gelähmten Fußes noch nicht genesenen Haßhitz nöthigte, sich an der hohen Lehne eines Stuhles zu halten. Als sich das Unwohlsein erst nach längerer Weile wieder verzog, warf der sich Erholende einen Blick im Zimmer umher und dann nach der Decke, wodurch er den ganzen Inhalt des Gemaches, als einer Stätte des Greuels, mitsammt seinem Bewohner dem Strafgerichte Gottes zu überantworten schien. Ein Gemurmel ging, als er nach der Thüre hinkte, von seinen Lippen; bloß die Worte aus den drohenden Weissagungen Jesaias ließen sich mit einiger Deutlichkeit unterscheiden: Denn es wird die Ruthe ganz durchdringen und wohl treffen, wenn sie der Herr über ihn führen wird!

Draußen erwartete ihn Kurt Stempel, um ihn nach dem von dem Kastellane für den Gast angewiesenen und in der Zwischenzeit zurecht gemachten

Zimmer zu führen. Schon das Vorübereilen des Hauptmanns, ohne daß ihn dieser mit einem Blicke beachtete, nachdem kurz vorher dessen Stimme im Gemache laut und zornig erschollen war, hatte dem Feldweibel die Gewißheit eines schlimmen Ausganges der Unterredung gegeben. Jetzt erfuhr er von Haßhitz, während er ihn nach seinem Zimmer leitete (denn der noch wirre Kopf und unsichre Fuß des Magisters machte die Leitung am Arme Kurts wünschenswerth) in abgebrochner, zornig hervorgestoßner Rede, wobei sich das Unwohlsein des frommen Mannes einmal bedenklich erneuerte, den Hergang der Sache, und noch dazu nach der umbildenden Fassung, die dieser Hergang in dem galligen Gemüthe des Erzählers angenommen hatte.

Der Magister stand vor einem Waschtische und goß aus einer Kanne in das Waschbecken, um sich den Kopf mit frischem Wasser zu kühlen und zu kräftigen, auch Antlitz und Hände von dem Staube der Reise zu reinigen. Da erschien Albrecht, dem es bei einem Gange über die Terrasse doch auf's Herz gefallen war, daß er dem Prediger, schon als Boten seines Vaters, zu schnöde begegnet sei. Ich wollte mich nur erkundigen, begann er nach einer verlegnen Pause, die ebenso für Kurt Stempel, wie für ihn selber zu den unbehaglichsten gehört

hatte, gepreßt aber freundlich, ob man euch mit allem, dessen ihr bedürft, versorgt hat. — Doch der Magister plätscherte, nach der Wand gekehrt, in seinem Becken weiter, so heftig und gewaltsam, daß ganze Ströme Wassers gegen die Mauer spritzten, als hätte er nichts von der Anrede Albrechts vernommen oder auch nur dessen Eintritt bemerkt; bis sich endlich Kurt mit tiefer Niedergeschlagenheit auf der gesenkten Stirne daran gab, dem Hauptmann zu versichern, daß für die Bequemlichkeit des Herrn Magisters jede Sorge getragen worden sei.

Wenn euch doch etwas mangeln sollte, sprach Albrecht zu dem noch immer über das Becken gebückten und mit Ingrimm plätschernden Gottesgelehrten, so sendet nur zu mir: — und verließ das Zimmer.

Fünftes Kapitel.

Auf die bald darauf an Haßhitz gelangende Einladung der Gräfin zur Abendtafel schwankte dieser wohl eine Minute lang, einzugehen. Er glotzte den Diener, der ihm die Einladung überbrachte, mit zurückgeworfnem Nacken und aufgezogner Unterlippe,

wie einer, der sich gegen eine empfangne Beleidigung in Positur setzt, an. Der Ueberbringer, der unrecht verstanden worden zu sein glaubte, wiederholte seine Meldung. Es würde mir freilich, erwiederte Haßhitz mit gedehntem Nachdrucke, in mehr als einer Hinsicht angemessner und erwünschter sein, nur einen Bissen Brodes an dem Tische zu suchen, der für meine treuen Brüder in Christo (er wies auf den noch anwesenden Kurt Stempel) gedeckt wird oder auch im Nothfall zu fasten; doch werde ich der Frau Gräfin zu Willen sein. — Ich muß doch die Verderberin einmal mit eignen Augen sehen, mit eignen Ohren hören, murrte er gegen Kurt hin, als sich der Diener entfernt hatte.

Es schien fast, als ob die Verderberin auch ihm verderblich werden solle. Er konnte sonst für hinreichend gestählt gegen die weiblichen Vorzüge der Schönheit und des Reizes erachtet werden; wenigstens wenn man seinen Sinn dafür nach dem Aeußern der Frau Magisterin maß, die mit ihm nach Uebernahme seiner ersten Pfarrstelle an den Traualtar getreten und vor einigen Jahren, nachdem sie drei todtgeborne Knaben und ein lebendiges Töchterlein von abschreckender Häßlichkeit zur Welt gebracht hatte, in Gott entschlummert war. Sein späteres Leben bewies, daß er die Süßigkeiten der Ehe mit derselben hinreichend

durchgeschmeckt zu haben meinte. Denn obwohl erst siebenunddreißig Jahre alt und was das Andenken an die Verstorbne anging, eher ein scharfer Todtenrichter als empfindsamer Schwärmer, hatte er es bis jetzt vorgezogen, im Stande des Wittwers zu verharren; ja er mußte nach dem Inhalte seiner Predigten, worin er außer auf Papst und Mönchsthum auf nichts so heftig als die Zanksucht, Klatschsucht, Neugierde, Putzlust der Weiber schalt, für einen Weiberfeind gelten.

Doch heute sollte seine Weiberfeindschaft einen unerwarteten Angriff bestehen, der ihn vielleicht gerade darum mit einiger Gefahr bedrohte, weil er sich gar nicht darauf gerüstet hatte. Wie hätte er daran denken können, sich bei der bevorstehenden Begegnung mit der papistischen, ihm wegen ihres verderblichen Einflusses auf Albrecht doppelt und dreifach verhaßten Gräfin vor etwas anderm als einer gar zu groben Kundgebung seines Hasses zu hüten!

Er betrat ganz in Verdruß verbissen den Speisesaal, erwiederte die Freundlichkeit Holms, der ihm beim Eintritte entgegenkam, um ihn der Gräfin vorzustellen, bloß mit einem unverständlichen Knurren. Aber die Erscheinung Lucreziens, diese durch die reinste Schönheit gesänftigte Hoheit, dieser Silberton der Stimme schien doch auch hier nicht ganz alle

Wirkung zu verfehlen. Ein Ausdruck von Betroffenheit, Staunen, selbst Wohlgefallen rang sich aus den verdrießlichen Zügen hervor.

Doch erlitt dieser günstige Eindruck bald eine starke Erschütterung, als der alte Schloßkaplan in den Saal trat und Haßhitz in demselben sofort, noch mehr durch magnetische Apprehension als aus Kleidung und Wesen, den katholischen Priester erkannte. Die Augenbrauen des Magisters zogen sich bedenklich zusammen und er verfolgte den ihm feindlichen Gegenstand mit einem Blicke, der demjenigen glich, womit eine Katze den Bewegungen des Pudels zu folgen pflegt. Demungeachtet zeigte er sich während der ersten Hälfte der Mahlzeit noch ziemlich artig und an sich haltend, ja er erwiederte sogar ein paarmal die lächelnde Huld, deren ihn die Gräfin bei ihren an ihn gerichteten Reden als Wirthin des Hauses wie aus Rücksicht für Albrecht würdigte, mit einer Art von Lächeln, das freilich nur süßlich-bitter, wie eine mit Zucker versetzte Arzenei herauskam. Als aber der alte Kaplan sich mit der harmlosen Frage an ihn wandte, ob er das Gebäck, das eben in einem von Niccolo Cavallerino gearbeiteten Goldkorbe herumgereicht wurde, nicht vortrefflich finde, konnte er es nicht lassen, diese Frage mit der Bemerkung zu bejahen, daß überhaupt die Ackerfrucht

in diesem Lande mehr als der Dienst des Herrn und die Saat zum Himmel gedeihe. Wenn man das ein Gedeihen nennen kann, murmelte er in den Bart, wo die Gabe Gottes dazu gemißbraucht wird, um Götzenbrödlein aus ihr zu backen. Und gleich darauf, als sei mit diesen Worten der Damm zerbrochen, der ihn bis dahin gehemmt hatte, kehrte er sich zur Gräfin. Ich habe, sprach er, aus den Briefen des Herrn Hauptmanns nach Gaeta mit Freuden ersehen, daß ihr euch in der Lehre von unsrer Rechtfertigung durch den Glauben zu dem klaren Inhalte der heiligen Schrift bekennt, zugleich aber, daß ihr damit die Menschensatzung von der Anbetung der Hostie und dem Meßopfer, die doch damit so wenig vereinbar und in der Bibel begründet ist, als die Anbetung des Jupiter oder Moloch, in Einklang zu bringen denkt, und wäre höchst begierig und neugierig (seine Miene ging in die eines kampffertigen Hahnes über) darüber etwas Näheres zu erfahren.

Albrecht hätte vor Scham und Aerger mit dem Stuhle, worauf er saß, in die Erde sinken mögen; vor Scham, daß der vorlaute Zelot eine Angelegenheit aus dem innersten Seelenleben der Gräfin, eine Angelegenheit, von der Albrecht nur im Vertrauen des Sohnes an seinen Vater geschrieben hatte, auf

so impertinente Weise zur Sprache bringe und sich dabei auf ihn als Quelle beziehe. Es würde uns zu weit führen, euch hierüber Rechenschaft abzulegen, entgegnete die Gräfin, sichtbar beleidigt. Vergebt, stammelte Albrecht, — nicht dem Herrn Magister, für den ich nichts zu bitten habe, aber mir. Was träfe wohl euch für Schuld dabei, sprach Lucrezia vor sich nieder flüsternd. Für euch ist es auch, hoff' ich, kein Räthsel, kein Widerspruch mehr, wenn mir Messe und Bibel nicht so unvereinbar, wie dem Herrn Magister bedünken. Nein, wahrlich nicht, rief Albrecht, von der Nachsicht und Güte der Gräfin aus den Grenzen einer streng abwägenden Besonnenheit gerissen; hätte ich es mit einem Ritter zu thun, hier sollte mein Handschuh liegen, daß ich bereit und geneigt sei, ihm auf fühlbare Art den Beweis der Unziemlichkeit seines Betragens zu führen; dem Herrn Magister gegenüber muß ich mich leider begnügen, ihn zu versichern, daß ich die Vergleichung mit der Anbetung des Jupiter oder Moloch für eben so ungeschliffen als frevelhaft halte.

Haßhitz war nicht der Mann, auf eine solche Herausforderung stille zu schweigen. Ein Wortwechsel zwischen ihm und Albrecht erhob sich, worin dieser in seinen kirchlichen Behauptungen die streng protestantische Richtschnur weiter und weiter aus den Augen

verlor und endlich, zur hohen Freude Lucreziens, bis zu der Aeußerung stieg, daß die Auffassung des Meßopfers im Sinne der Gräfin von der Art sei, daß es dem Magister gezieme, dieselbe mit ehrfürchtiger Scheu auf den Knieen entgegenzunehmen.

Lucrezia suchte den immer hitziger gewordenen Streit zu unterbrechen, indem sie von der Tafel aufstand. Doch der Magister konnte sich gerade jetzt, von der Aeußerung Albrechts wie mit Nesseln gereizt, unmöglich zur Ruhe geben. Auch hätte er sich sein altes Recht, das letzte Wort zu haben, nie nehmen lassen. Auf den Knieen! schrie er. Nun ja, das mag die Stellung sein, Herr Hauptmann, wie ihr euch bei dem Götzenopfer verhaltet. Ihr dient wohl gar als Ministrant dabei? — Er eilte, da Albrecht ihm nicht antwortete, sondern sich, ihm den Rücken zukehrend, mit Lucrezien nach einer andern Seite des Saales wandte, den beiden nach. Hauptmann Albrecht Holm, sprach er, vor Albrecht tretend, mit einem Tone, der feierlich und dabei entschieden und drohend klingen sollte, aber vor Bosheit zitterte; ich frage euch als Diener des Wortes im Namen Dessen, der keinen Scherz mit sich treiben läßt und die Verächter seines Zornes schon hier auf Erden mit schwerer Leibes- und Seelennoth, jenseits aber mit ewigem Feuer heimsucht, ich frage euch, ob ich

die Weise, wie ihr eben in Beziehung auf das Meßopfer spracht, für einen Ausdruck eurer wahren aufrichtigen Ueberzeugung halten soll. — Ich habe nie anders als nach meiner Ueberzeugung geredet, erwiederte Albrecht kurz.

Der Magister fuhr wie eine Rakete in die Höhe. Sein scheltendes Geschrei drang bis in das Gemach hinunter, wo Kurt Stempel mit den nicht auf Wache befindlichen Landsknechten beim Abendbrode saß. Der treue Knecht wurde davon aus seinen trüben Gedanken aufgeschreckt, doch nur, um sein ehrliches frommes Herz mit einer neuen Zufuhr von Sorge belastet zu sehen. Konnte er doch bei angestrengtem Hinhorchen unterscheiden, daß sich mehrmals die Nennung Albrechts in den Zornausbruch des Magisters mischte, daß dieser Ausbruch an und gegen seinen Hauptmann gerichtet sei.

Die Gräfin aber glaubte, daß sie sich und ihrer Würde, wie dem, was ihr als das Heiligste galt, schuldig sei, die Ungezogenheit des zelotischen Ketzers nicht länger zu dulden. Sie winkte einem Diener und sprach einige Worte zu demselben, worauf sich dieser dem Magister näherte und den noch fortscheltenden und geifernden Eiferer, als er sich durch die lauteste Anrede kein Gehör zu verschaffen wußte, so lange am Arme rüttelte, bis Haßhitz ungeduldig:

Was soll das? rief. Die Frau Gräfin hat euch ein Wort zu sagen, entgegnete der Diener. Ich habe ihm befohlen, sprach Lucrezia, euch nach eurem Zimmer zu leuchten. Mache dich fertig, Stefano, dem Herrn den Weg zu weisen.

Es war ein fürstlicher Unwille im Auge der Gräfin, der Klang ihrer Stimme so scharf und gebietend, wie man es dem noch kurz vorher so sanften Wohllaute derselben nicht hätte zutrauen sollen. Der Diener hatte einen Leuchter ergriffen und stellte sich an den Ausgang, auf Haßhitz harrend. Man wartet auf euch, — gute Nacht, sagte die Gräfin mit leiser Neigung des Hauptes und nach der Thüre deutender Handbewegung. Der Magister stand unschlüssig, verblüfft. — Ohne eine Widerrede zu finden, gehorchte er.

Vergebt jetzt auch mir, begann Lucrezia nach seiner Entfernung zu Albrecht, daß ich gegen euern Gast so verfahren bin. Aber er zwang mich, mein Hausrecht durch Nothwehr zu schützen, setzte sie lächelnd hinzu.

Hat er nicht auch mich gezwungen, mich gegen ihn anders als ich gewünscht hätte, zu zeigen, war Albrechts Antwort. Nur fürchte ich, er wird sich zu rächen wissen.

Am andern Morgen predigte Haßhitz. Der Kastellan hatte dazu aus Freundschaft für Kurt den prachtvollen, durch zwei Stockwerke durchgebrochnen, für große Festlichkeiten bestimmten Saal in dem von dem Vater des letzten Grafen herrührenden Vorbau des Schlosses, dem Werke eines berühmten florentinischen Baumeisters, eingeräumt, ohne erst die Erlaubniß der Gräfin einzuholen, die diesen Theil des Schlosses wegen mancher unangenehmen Erinnerung fast niemals betrat. Schon in früher Morgenstunde war hier von Kurt Stempel mit Hülfe der von der freundschaftlichen Bereitwilligkeit des Kastellans erlangten Bretter und Teppiche eine Art von Kanzel errichtet worden.

In Albrecht war starker Widerstreit, ob er zu dem Gottesdienste gehen solle. Seinem frommen Gemüth und aufrichtigen Wesen mußte es als ein Akt gegen die eigne Natur höchst lästig werden, bei der Predigt eines Mannes, mit dem er in so schroffem Mißverhältnisse stand, gegenwärtig zu sein. Doch das Aufsehn und Aergerniß, das sein Wegbleiben bei Kurt Stempel und den Landsknechten veranlassen werde, fiel von der andern Seite schwer in die Wagschale. Der Bibelspruch: Wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt, schien ihm auf seine Lage Anwendung zu finden. Er hatte sich, wenn er ging,

auf feindlich täppische Bezugnahmen und Anspielungen von Seiten des Predigers gefaßt zu halten, aber auch darauf, daß, wenn er wegblieb, diese Hiebe und Stiche des Wortes nur noch erbitterter, gereizter, giftiger fallen, auch mit größerem Scheine der Wahrheit und des Rechtes auf die Zuhörer wirken würden; und er glaubte es diesen und sich selber schuldig zu sein, dem Gegner den Vortheil solchen Scheines zu nehmen.

Die Predigt des Magisters war aber nicht bloß in einzelnen Bezugnahmen, sondern ihrem ganzen Inhalte nach wider Albrecht und dessen vermeinten Abfall von dem Evangelium Christi gerichtet. Haßhitz hatte als Text die Worte aus dem Briefe Judä gewählt: „Wehe ihnen, denn sie gehen den Weg Cains und fallen in den Irrthum des Balaam um Genießes willen und kommen um in dem Aufruhr Korä", die er nach seiner Gewohnheit völlig aus dem Zusammenhange mit dem Vor- und Nachgehenden riß, um sie bequemer als Thema für den Zweck, den er sich heute gestellt hatte, benutzen zu können. Die Richtung und Anwendung auf Albrecht war so handgreiflich, daß es der Blicke, die der Prediger nach ihm schoß und in denen sich eben so viel Hochmuth des Kanzelbewußtseins als Grimm ausdrückte, zum Verständnisse gar nicht bedurft hätte. Besonders bei

Auslegung der Textworte: um Genießes willen, ließ er seinem Aerger in den unartigsten, auf ein buhlerisches Verhältniß Holms zur Gräfin hinzielenden Erörterungen und Gleichnißreden den Zügel. Was heißt: um Genießes willen? rief er. Ist hier etwa bloß von Geld und Gute die Rede, von dreißig Silberlingen, wie sie der Verräther Judas empfing? Nein, meine Brüder, es giebt noch andern Genieß, den der Teufel als Falle stellt, den Genieß, der einst die Haare Simsons unter die Scheere Delilas führte, den Genieß, dem die Keuschheit Josephs Widerstand leistete, als er seinen Mantel den Händen des Weibes Potiphars preisgab. Doch — o des Greuels vor dem Herrn! was ist aus diesem Widerstande in unsern Tagen geworden! Das Weib Potiphars erblicke ich wohl, sie sitzt mir vor Augen, ich habe die Stimme der Verführerin gehört; aber wo ist der Joseph, der die Lockung ihrer Lüsternheit mit den Worten abwiese: Wie sollte ich denn ein solch großes Uebel thun und wider Gott sündigen? Nicht nur den Mantel, nicht nur sein unkeusches Herz, auch seinen Glauben hat er in ihren Händen gelassen. Das noch immer in gottverworfnem Uebermuthe prangende Babel, über das die Schrift ihren Fluch ausspricht, weil es alle Heiden mit dem Zornweine seiner Hurerei trunken gemacht habe, hält ihn durch

die Reize eines Weiberleibes umstrickt; das Babel des Antichrists hat ihm den Taumelkelch der Fleischeslust als Preis des schnöden Abfalls geboten!

Der Blick, den der Magister bei diesen Worten auf Albrecht heftete, wurde durch einen Blick des jungen Kriegsmanns erwiedert, der, so zornig er war, doch den dreisten, sich in der Souveränität seines Kanzelrechtes unantastbar fühlenden Prediger nicht aus der Fassung brachte. Holm aber, nicht geneigt, länger als schweigsame, geduldige Scheibe für die Schuß auf Schuß auf ihn gezielten Lästerpfeile des Zeloten zu sitzen, oder (was noch unleidlicher war) dessen Lästerungen gegen Lucrezien ohne die verdiente und doch nur auf Kosten des ärgerlichsten, unwürdigsten Anstoßes zu ertheilende Rüge dulden zu müssen, erhob sich und ging, bei der Kanzel vorüber, quer durch den Saal aus der Thüre.

Sein Abgang reizte den Magister, der, so arg er es getrieben hatte, sich und Gott durch diese trotzige Störung des Gottesdienstes beleidigt und wie in's Gesicht geschlagen hielt, nur zu noch ärgern und anstößigern Ausfällen; sein sonst gelb aufgedunsenes Gesicht schwoll in so hoher Blutröthe, daß der schlimmste Erfolg für ihn selber zu fürchten schien; seine kurzen knolligen Finger fuhren wie die Zinken einer plump gezackten Gabel in die Höhe, als er

seine Predigt mit einer donnernden Verwünschung derjenigen, die ihr ewiges Heil dem Satan meßopferten um fleischlichen Genießes willen, beschloß.

Ohne von Albrecht Abschied zu nehmen, bestieg Haßhitz unmittelbar nach Entlassung der Gemeine mit dem gewöhnlichen Friedens- und Segensspruche sein Rößlein, um nach Gaeta zurückzukehren. Der Drang, sich vor Herrn Christoph des in ihm gegen Albrecht aufgesammelten Grolles zu entladen und dem Obristen, wie er sich gegen Kurt ausdrückte, einen wahrheitsgetreuen Bericht über den unsaubern Zustand seines Herrn Sohnes zu ertheilen, ließ ihn seine Abreise keinen Augenblick länger aufschieben, so sehr ihn Kurt bat, sich noch vorher durch einen Imbiß und Trunk Weines zu stärken; besonders da der Ergrimmte inne ward, daß die ehrliche Seele bei dieser Gelegenheit eine nochmalige Zusammenkunft und wo möglich Versöhnung zwischen ihm und dem Hauptmann herbeizuführen im Sinne hatte.

Er fühlte durchaus keine Lust, sich seinen Groll, den er vielmehr wie eine Art von Herzenserquickung hegte und pflegte, abdämpfen zu lassen, sondern trug im Gegentheil auf dem Rückwege nach Gaeta durch Ueberdenken, innres Vorhalten und Ausmalen des in Montefelice Erlebten ordentlich Sorge, denselben so frisch als möglich nach Gaeta zu bringen. Man

würde ihm Unrecht thun, wenn man ihm bei seinem Berichte an Herrn Christoph irgend eine absichtliche Entstellung der Wahrheit zur Last legte; dessen bedurfte es auch gar nicht, um seiner Erzählung einen Inhalt und Charakter zu geben, der den alten Herrn wie eine Bildsäule starren machte.

Es dauerte nun zwar nicht lange, bis der ruhige Menschenverstand Herrn Christophs das Uebertriebene und Gehässige in der Darstellung des Eiferers inne ward und sich zu der Hoffnung ermuthigte, daß es mit dem geliebten Sohne wohl noch nicht so gefährlich, wie es der fromme Kundschafter schilderte, stehen möge. Ein von Albrecht bald nach der Rückkunft des Magisters durch einen Eilboten eingehender Brief trug hierzu bei. Der junge Holm erhob darin seinerseits eine Anklage wider Haßhitz, erzählte dessen unziemliches Verhalten in Beziehung auf Lucrezien, die gröblichen Schmähungen, die Albrecht als Freund der Gräfin wie kraft ritterlicher Ehrenpflicht nicht habe dulden dürfen, beschwor den Vater, den Anschuldigungen seines persönlichen Gegners nicht mehr Glauben, als sie verdienten, zu schenken. Er (Albrecht) bestreite nicht, daß er sich in der Hitze zu Behauptungen habe hinreißen lassen, die diesen Beschuldigungen einen Schein des Rechtes gäben; doch ein in der Hitze gesprochnes Wort dürfe nicht auf zu

strenger Wage geprüft werden. Wohl sei es richtig, daß er während seines Aufenthaltes in Montefelice, vor allem in Folge der theologischen Unterhaltungen, die er seit einiger Zeit mit der Gräfin führe, zu der Einsicht gelangt sei, daß man auch ohne bösen Willen oder einfältige Beschränktheit auf der Seite des Papstes stehen könne, wenigstens in dem Sinne wie die Gräfin und ihre Freunde; von dieser Einsicht sei es aber doch noch weit, um selber dahinüber zu treten.

Er hatte anfangs vor, seinem Vater ein in's Einzelne gehendes Bekenntniß über sein gegenwärtiges religiöses Verhalten und seine Stellung zu den Streitfragen, welche die Kirche spalteten, abzulegen, fand jedoch, als er über die Fassung näher nachdachte, daß er selber über diese Stellung noch nicht recht im Klaren sei und noch weniger hoffen könne, Herrn Christoph darüber mittelst schriftlicher Entwicklung in's Klare zu bringen. Die geringe Empfänglichkeit seines Vaters für die Auffassung einer längern, in feinere Bestimmungen und Unterscheidungen eingehenden Ausführung war ihm bekannt. Nur bei einer mündlichen, den augenblicklichen Eindruck beobachtenden und benutzenden, jede Dazwischenkunft eines Mißverständnisses, wo nicht völlig verhütenden, doch sofort wegräumenden Auseinandersetzung, einer Verdeutlichung nach augenblicklichem Bedürf-

nisse konnte hier etwas Günstiges gehofft werden. Bei einer schriftlichen Darlegung von größerem Umfange war dagegen nur eine völlige Wirrheit im Kopfe des alten Herrn zu besorgen, die der feindlichen Einwirkung des Magisters gewonnenes Spiel geben werde.

Eine Wirrheit dieser Art wurde nun zwar durch die kürzere und allgemeinere Fassung des Briefes vermieden, auch den Anschuldigungen des Magisters durch die Gegenbeschuldigungen Albrechts ein heilsames Gegengewicht gehalten. Doch wog dieses letztere nicht so schwer, um die in dem Obristen einmal angeregte, durch den Bericht des Magisters (mochte auch noch so viel davon abgezogen werden) doch immer bedenklich erschwerte Besorgniß auch nur so weit zu beschwichtigen, als es das allernächste Interesse der Liebenden forderte. Wie er bei dem Berichte Haßhitzens abnahm und milderte, so glaubte Herr Christoph bei den Angaben in dem Schreiben seines Sohnes verstärken und zusetzen zu müssen. Die theologischen Unterhaltungen mit der Gräfin, von denen ihm Albrecht im Gewissensdrange nach voller Wahrhaftigkeit schrieb und wovon der Alte hier die erste Kenntniß erlangte, wollten ihm gar nicht zu Kopfe, und er befestigte sich immer mehr in der Vorstellung, daß er seinen Albrecht nicht länger in der

verderblichen Nähe dieses Weibes lassen dürfe. Ja, es kam ihm eines Morgens vor, als ob er den entscheidenden Schritt nicht eilig genug thun könne. So schwer es ihm in der Erinnerung an den früheren Liebesgram des Sohnes fiel, er beschloß, den Lieutenant desselben, der den in Gaeta zurückgebliebnen Theil des Fähnleins in der Abwesenheit Albrechts befehligte, noch heute nach Montefelice zu senden, um den Hauptmann von dort abzurufen und das Commando an dessen Stelle zu übernehmen.

Doch als er den Lieutenant Hermann Rumpel zu diesem Zwecke vor sich beschied, wurde ihm die Meldung überbracht, daß die wackre Kriegsgurgel (wie ihr das nicht eben selten begegnete) sich bei einem Trinkgelage am vorhergehenden Abende so übernommen habe, daß der Beschiedne für heute außer Stande sei, auf seinen Beinen zu stehen, geschweige denn eine Reise anzutreten. Herr Christoph, der in der Ungeduld seines Pflichtdranges nicht bis morgen warten zu dürfen meinte, befahl, Klaus Huckermann zu rufen.

Klaus Huckermann, der beim Gelage am vorigen Abende noch einen oder zwei zum Ueberlaufen volle Humpen mehr als Hermann Rumpel in höchst aufrecht sitzender Steifheit und mit wortloser Ernsthaftigkeit in sich hineingegossen hatte, aber mit Rechte

des Rufes völliger Unbesiegbarkeit durch die Macht des Weines genoß, hatte während des Feldzugs wider Algier als Lieutenant in einem Fähnlein gedient, dessen Hauptmann auf dem Marsche nach Metafuz gefallen und das fast bis auf den letzten Mann aufgerieben worden war. Die wenigen außer dem Lieutenant übrig gebliebnen Knechte waren von Herrn Christoph nach der Ankunft in Neapel unter die andern ebenfalls sehr gelichteten Fähnlein zu Ergänzung derselben vertheilt worden; Huckermann selbst aber wurde seitdem, wo es gerade noth that, zur Aushülfe gebraucht.

Mit einem kurzen, eigenhändigen, in durchaus militärischer Form abgefaßten Schreiben des Obristen versehen, worin Hauptmann Holm ohne Anführung eines Grundes unverweilt nach Gaeta beordert und die Oberaufsicht über die Vertheidigung Montefelices dem Lieutenant Huckermann übertragen wurde, stieg die lange, hagre, von Sonne und Wind ausgetrocknete Figur Klaus Huckermanns zu Rosse und trabte, ohne viel nach rechts und links zu blicken, dem ihm geordneten Ziele zu.

Und schon lief die Flotte des Großtürken nach Umschiffung des Vorgebirges Passaro an der Südwestküste Siziliens hinauf und wurde auf ihrem Wege nur durch die Landungen und Plünderungen verzö-

gert, die sie hier und da, wo die Gelegenheit anlockte, beim Vorüberschiffen ausführte und die ihren Gang längs der Küste wie mit einem Widerscheine von Blut, Feuer und Verwüstung bezeichneten.

Sechstes Kapitel.

An dem Tage, an welchem Huckermann auf Montefelice zuritt, saß Albrecht Nachmittags, wie schon so oft, im Pavillon der Terrasse neben Lucrezien, ohne zu ahnen, daß der (bei aller ihm dabei meistens angewiesenen Jünger- und Schülerstellung) ihn nicht beschämende, sondern hochbeglückende Geistes- und Liebesverkehr, dem diese Stätte geweiht war, zum letzten Male an ihr gepflogen wurde.

Er lustwandelte, nachdem sich die Gräfin bei einbrechendem Abende von ihm getrennt hatte, auf den Terrassen des Schloßberges und genoß, bald in Gedanken über das gehabte Gespräch auf- und abwandelnd und mehr unbewußt von dem Lichtglanze, der Farbenpracht um ihn her, der balsamischen Atmosphäre erquickt, bald den Schritt einhaltend und mit bewußtem Entzücken die Herrlichkeit der umgebenden Natur in sich aufnehmend, die Schönheit des

Abends. Eine heilige Stille webte, jedes Lüftchen schien verstummt; die Blätter, die Früchte hingen wie lauschend, Blumen und Blüthen dufteten stärker; der in die ruhigen Wellen tauchenden Sonne gegenüber schwamm der Mond silberblaß in rosigem Dufte.— Die Seele Albrechts empfand sich selber wie einen Tropfen, ein Blatt des großen beseligten Schöpfungsganzen, das sie umschloß und eben jetzt seine Feierabendandacht beim Läuten der nahen Kirchenglocke zum Ave Maria beging. Fast fühlte er sich beim Rufe der Glocke in aufwallender Andacht versucht, seine Kniee zu beugen.

Als er sich umwandte, sah er den Schloßkaplan auf sich zukommen. Sein Verkehr mit dem würdigen Greise war in letzter Zeit immer häufiger und traulicher geworden und hatte nicht wenig beigetragen, ihn der Einwirkung der Gräfin zu Gunsten ihrer Kirche offen zu stimmen. Mehr die Persönlichkeit des frommen Mannes als eine ausdrückliche Bemühung desselben, Lucrezien Beistand zu leisten, hatte diese Folge gehabt. Doch hatte allerdings der alte Herr, so wenig ihm sonst an disputatorischer Erörterung theologischer Streitfragen zu liegen schien und so duldungswillig der kindliche Menschenkenner und Menschenfreund war, einige Male die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ein Wort des Nachdrucks

zum Vortheil der einen oder andern Lehre und Einrichtung seiner Kirche zu sprechen. Auch fand er sich im Laufe seines Verkehrs mit Albrecht von diesem, den ja gerade jetzt die kirchlichen Differenzpunkte so nahe bedrängten, mehr als einmal zu einem Eingehen darauf ohne sein Zuthun veranlaßt.

Der Greis hielt ein aus Elfenbein gearbeitetes Pulverhorn in der Hand, das dem deutschen Hauptmann kürzlich, nach allem Anschein auf diebische Weise, entkommen war. Der Anschein trog nicht; einer der Diener des Schlosses, noch ein halber Knabe, hatte dasselbe entwendet, aber bald, von seinem Gewissen beunruhigt, dem Kaplan in der Beichte seinen Frevel bekannt und dieser ihm als erstes Bußwerk, als nächste Bedingung seiner Versöhnung mit Gott, die Rückgabe des Gestohlnen auferlegt.

Meine Pflicht als Priester gestattet mir nicht, sagte der Alte, euch den Verirrten zu nennen, durch den dieses Horn an mich gelangt ist, um es in den Besitz des rechtmäßigen Eigenthümers zurückzubringen. Er hat mich mit der Bitte um eure Vergebung beauftragt, die seiner aufrichtigen Reue gewiß, wie die Vergebung Gottes, nicht entstehen wird. Empfangt es aus meinen Händen zurück und laßt es euch ein Zeugniß und Denkmal sein, daß die Einrichtungen unsrer jetzt oft so hart geschmähten Kirche sich zur

Förderung einer im rechten und ächten Sinne thätigen Umkehr aus der Sünde nicht ohne Kraft erweisen.

Beide gingen nebeneinander, erst zwischen den Pavillons, dann, nach dem Vorschlage des Kaplans, auf dem höher gelegenen Absatze, der eine weitere Aussicht gestattete. Das Abendroth war erloschen, dagegen das Licht des Mondes und der am wolken- und dunstlosen Himmel mit beinahe blendender Klarheit funkelnden Sterne heller entglommen. Das Meer, die Gebirge, die Häuser des Städtchens, welche sich links auf den tieferen Schwingungen des Schloßberges im Schutze der von unten schräge hinaufsteigenden und sich in die Mauer um die Terrassen einfügenden Stadtmauer erhoben, die sich kreuzenden Befestigungswerke mit ihren Thürmen lagen in dem bleichen, sanften Lichte vollkommen deutlich. Das Dunkel der breiten Schatten hob die erleuchteten Stellen, trotz der Milde des Lichtes, zu hinreichender Kenntlichkeit hervor. Von den Dächern jener Häuser her klang eine Guitarre, deren Spieler oder Spielerin man unter dem bergenden Weinlaube nicht erkennen konnte, bis der Gesang, der sich zur Begleitung erhob, sich als der einer männlichen glockenreinen Stimme kundthat, der eine weibliche Stimme von nicht minderer Reinheit im Wechselliede erwiederte. Hier und da schimmerte ein behag-

liches Lämplein hinter dem einen und andern Fenster auf.

Der Priester und Albrecht waren dem Gesange horchend an der Seite der Terrasse, die nach dem Städtchen hinuntersah, stehen geblieben. Die Glücklichen, sagte der Alte, haben erst gestern ihre Verlobung gefeiert. Es hat hart gehalten, ehe es dazu gekommen ist; denn die Eltern des Burschen sind reich und das Mädchen ist arm. Doch welch' ein Paar das! Der Bräutigam, ihr kennt ihn; es ist der Giuseppe, der sich bei dem Ueberfalle durch die Seeräuber so wacker bewährt hat — und nun gar die Braut, diese Krone des Städtchens! —. Hört nur, wie das Lied der beiden Glücklichen in die Ruhe des stillen Mondabends hinausklingt! Wie wenn bei euch in Deutschland oder in meiner nordischen Heimath der Winter lange die Erde gedrückt hat und beim ersten Wehen des Frühlings die jubelnde Lerche aus kaum erst von der Schneelast befreiten Schollen aufsteigt.

Ein paar andre Geschichten aus dem Kreise der engen und doch reichen Lebenserfahrung des Alten folgten, auf welche der Erzähler durch die frohe Lösung des Schicksals der beiden Liebenden und den Blick über die Gegend geführt wurde, der ihm den theils näheren, theils entfernteren Schauplatz jener

Begebenheiten zur Anschauung oder in Erinnerung brachte. Auch hier handelte es sich nur von Wohl und Wehe in ländlich beschränkten, nachbarlichen und häuslichen Verhältnissen; aber ein so zarter, lebendiger Sinn für Familienglück, für die Freuden des Gatten und Vaters trat dabei in dem priesterlichen Greise hervor, daß sich Albrecht, der sich immer zutraulicher zu demselben hingezogen fühlte, des theilnehmenden Ausrufes nicht enthalten konnte: Und auf das alles habt ihr um einer römischen Satzung willen verzichten müssen!

Ich habe auf Vieles und Schönes Verzicht leisten müssen, als ich die Weihe des Priesters empfing; aber es ist mir reich vergolten worden, entgegnete der Alte. Habe ich nicht das Glück und die Freuden aller Derjenigen, deren Seelen Gott meiner Sorge vertraut hat (und freilich auch ihr Leid) als meine eignen empfangen? Die Zahl meiner geistlichen Pflegkinder ist bei meinem Amte als Kaplan des Schlosses immer nur klein gewesen; doch wiegt der Ersatz, der mir aus der Theilnahme an ihnen erwachsen ist, wenn es mir nun gelang, den ersten Funken des Himmels aus der Verstocktheit eines verirrten Herzens zu schlagen oder ein frommes Gemüth im Kampfe des Lebens zu stärken, ein beängstigtes Gewissen zu trösten, wenn ich bei der Geburt

wie am Sterbebette als ein Bringer himmlischer Gaben stand, dieser Ersatz wiegt so schwer, daß ich es für eine arge Sünde erachten würde, etwas mehr als eine flüchtige Wehmuth über die Entbehrung eines andern Glückes zu fühlen.

Warum mußte aber das eine Glück ohne das andre sein, frug Albrecht. Warum soll, wie es bei uns in Deutschland der Fall ist, nicht der Geistliche auch in den heiligen Pflichten der Ehe seiner Gemeine als Muster vorangehn?

Ich fürchte nur, sagte der Alte, daß die Wärme der Hingebung an die Sorge für das Heil seiner Heerde, wie sie Gott von dem Priester fordert, ihm entzogen oder doch geschwächt werden dürfte, wenn er seinen besondern Antheil an Lebensglück für sich selber zugemessen erhält. Vielleicht wäre es bei einer Seelsorge von so geringem Umfange, als die mit meinem Amte verbundene ist, mir nicht unmöglich gewesen, daneben ein eignes Familienleben für mich selber zu leben; obwohl schon die Sorge für das Heil eines Einzigen eine gewichtige Sache ist und es auch hinsichts der priesterlichen Pflichten mehr auf die Tiefe als die Breite der Leistung ankommt. Doch im Allgemeinen muß ich bezweifeln, ob die rechte apostolische Thätigkeit des Priesters, das völlige unbedingte Aufgehen in die Sorge für die Führung

der ihm vertrauten Seelen auf dem Wege des Heiles neben der Sorge für eigne Frau und Kinder bestehen kann.

Albrecht entgegnete: die Erfahrung in Deutschland lehre, daß das Eine dem Andern nicht hinderlich zu werden brauche. Ihm scheine vielmehr, daß der Geistliche dadurch, daß er die wichtigsten und wesentlichsten Zustände und Verhältnisse des menschlichen Lebens an sich selber erlebe, erst recht geschickt gemacht werde, seinen Mitmenschen mit Rath und Zurechtweisung zu dienen.

Wenn er nur noch die rechte Lust, den rechten Drang, die freie Zeit dazu behält, wandte der Priester ein. Die Erfahrung der Zukunft muß das ausweisen; denn in der Gegenwart ist die Sektenbegeisterung unter den Eurigen noch so frisch und aufgeregt, daß sie freilich bei denen, die davon ergriffen sind, manches Hinderniß überwinden wird. Aber wird das auch in ruhigern, kirchlich gleichgültigern Tagen vorhalten? Und solche Tage werden wiederkehren. Glaubt mir, der Mensch ist nur zu geneigt, sich in die Interessen seines eignen Hauslebens einzuspinnen und von ihnen beherrschen zu lassen.

Das Gespräch mit dem alten Kaplane hatte Albrecht so gefesselt, daß er die Runde bei den Wachen, die er beabsichtigte, weiter und weiter hinaus-

gerückt hatte. Als sie sich trennten, war die Zeit zur Abendtafel schon nahe. Albrecht verschob daher den Umgang bis nach aufgehobner Tafel und begab sich auf sein Zimmer, um die Gräfin nicht auf seine Rückkehr von den Wällen warten zu lassen; vielleicht auch um ihres Wiedersehens und ihrer Gegenwart nicht eine Minute später als noth that zu genießen.

Er hatte es nur dem Lockerwerden eines Hufeisens und einer mißverstandnen Wegweisung zu danken, daß Huckermann nicht schon vor Sonnenuntergang in Montefelice eingetroffen war. Der Aufenthalt wegen des Hufeisens war für den Reisenden zugleich eine Quelle des Aergers und Vergnügens geworden; des Aergers, weil sich seine Regelrechtigkeit einen Vorwurf machte, die Beschaffenheit der Eisen nicht vor seiner Abreise gründlicher geprüft zu haben; des Vergnügens, weil er dadurch Veranlassung erhielt, seine eigne Geschicklichkeit im Schmiedehandwerk vor den gaffenden und verwunderten Landleuten zu zeigen. Der Schmied des nächsten Dorfes war abwesend und dessen Gehülfe oder Lehrbursche benahm sich so ungeschickt, daß ihm Huckermann Zange und Hammer aus der Hand riß und selber unter lautem Verwunderungsrufe der zusammengelaufnen Dorfbewohner das Werk vollendete. Denn er war seinem ursprünglichen Berufe nach, ehe er der Lockung

der Werbetrommel folgte, ein Geselle der löblichen Schmiedezunft gewesen und noch immer pflegte es den sonst so gleichmüthigen, kaum durch eine Tonne Weines aus seiner unbesiegbaren Nüchternheit zu werfenden Mann in eine Art von Rausch zu versetzen, wenn er einmal Gelegenheit fand, das Handwerk seiner Jugend unter beifälliger Anerkennung seiner darin erlangten Geschicklichkeit zu üben. Nicht wahr, pflegte er dann auf das ihm ertheilte Lob zu antworten, indem er sich seelenvergnügt die großen, harten, trocknen Fäuste rieb; nicht wahr, man sieht, daß ich meinem Meister nicht wegen Ungeschicks für's Handwerk entlaufen bin? — wobei die sonst ernsthaft glotzenden Augen eine Art von pfiffigem Ausdruck annahmen, wozu sie für gewöhnlich weder Anlage noch Neigung zeigten.

Seinem heutigen Zuschauerkreise gegenüber, der kein Deutsch verstand, so wie die Zunge Huckermanns ungeachtet seines mehrmaligen Aufenthalts in Italien nur ein paar der zum Lebensgebrauche allernothwendigsten Worte der Landessprache zu radebrechen wußte, hatte er nun zwar seinem Vergnügen keine laute Aeußerung dieser Art gegeben, sondern nur Kunde über seinen weiter zu verfolgenden Weg zu erlangen gesucht. Auch hierin war er bei seiner dürftigen Kenntniß der Landessprache nicht glücklich

gewesen und durch die von zu vielen Seiten gebotene Belehrung und die lebhaft durcheinander fahrende Zeichensprache von wohl zwanzig Armen und Händen verwirrt, zur Einschlagung einer von der Hauptstraße abbiegenden Seitenstraße und dadurch zu einem Umwege und Hin- und Herirren von einigen Meilen verleitet worden. Jetzt aber, als Albrecht am offnen Fenster seines Zimmers, in die stille Scheibe des Vollmondes aufblickend und seine gedankenschwere Stirne auf den gestützten Arm lehnend, Platz genommen hatte, klappte bereits das probemäßig aufgehämmerte Hufeisen die Hauptstraße des Städtchens nach dem Schlosse herauf.

Wie anders als neben Haßbitz war unsrem Holm neben dem alten ehrwürdigen Kaplane zu Muthe gewesen! Und sie, Lucrezia! — — Sollte hier der Irrthum und bei Haßbitz die Wahrheit sein?

Die Glocke zur Abendtafel schellte. Er hatte die Gräfin vor nicht viel mehr als einer Stunde verlassen und doch durchfuhr es ihn wie ein süßer Schreck, daß er die Herrliche, deren Bild eben jetzt im höchsten Glanze liebender Verklärung vor ihm aufgestiegen war, wieder mit Augen erblicken sollte. Er ging aus der Thüre auf die nach dem untern Stockwerk führende Treppe zu, als er eine ihm bekannte, wie durch einen schwerfälligen Zusammenstoß

von Eisenblech und Holze hervorgebrachte Stimme unten nach dem Hauptmann Holm fragen hörte. Das Geräusch heraufsteigender Tritte scholl ihm entgegen; von einem leuchtenden Diener geführt, stand in disciplingerecht steifer, dreiellenlanger Geradheit Huckermann vor ihm.

Siebentes Kapitel.

Albrecht hatte bei dem Scheine der Kerze, die der Diener trug, den Brief seines Vaters rasch durchlaufen. Schon morgen — gut — ihr seid willkommen, sprach er abgebrochen; unvermögend, seine Bestürzung zu hehlen. Wollt ihr mit mir nach meinem Zimmer oder — man hat schon zur Tafel geläutet — kommt, daß ich euch der Gräfin vorstelle!

Er stieg mit gepreßtem Herzen neben Huckermann die Treppe zum Tafelzimmer hinab und achtete nicht des Berichtes, den der Lieutenant auf die nur mit den Lippen hingeworfene Frage Albrechts: was es Neues in Gaeta gebe? voll wichtig nehmender Gewissenhaftigkeit über die Maulschelle ertheilte, die gestern der Hurenweibel (so hieß der würdige

Beamte, dem die Dirnen und Troßbuben im Gefolge eines Regimentes untergeben waren) dem Profoße verreicht habe.

Sie fanden, als sie in's Tafelzimmer traten, die noch nichts ahnende Lucrezia in hellem Lachen über ein neues Talent, das sich eben an ihrem Lorenzo entfaltet hatte. Dieser stolzierte in täuschender Nachahmung des Ganges, der Sprache und Gebärden eines benachbarten Edelmannes, der heute morgen zum Besuche in Montefelice gewesen war, auf und nieder, was ihm die Gräfin verwies, indem zugleich der durch die Geschicklichkeit ihres Lieblings geschmeichelten Mutter vor herzlichem Lachen die Thränen über die Wangen liefen. Es war nur selten, daß sich eine so laute Lustigkeit bei ihr äußerte; und dieses Widerspiel seiner eignen Stimmung und der Betrübniß, die (das wußte er) auch der Gräfin über seine Abreise bevorstand, traf daher den bekümmerten Holm um so schmerzlicher. Ein herbes, tiefschwermüthiges Gefühl über die Unsicherheit und Eitelkeit aller Freude, allen menschlichen Glückes durchschnitt ihn.

Beim ersten Anblick der eingetretenen komischen Figur Huckermanns, der sich im Bewußtsein, einer so vornehmen Frau zu nahen, noch steifer, eckiger, rechtwinkliger als sonst bewegte, schien die einmal in

ein Element des Scherzes und Spottes eingegangene Gräfin, wie der um ihre Mundwinkel, wenn auch kaum merklich, gaukelnde Zug verrieth, nur eine neue Nahrung für ihre heitre Laune zu empfangen. Doch noch ehe Albrecht gesprochen und ihr die erhaltene böse Kunde mitgetheilt hatte, war schon der lachende und spottende Zug in ihrem Antlitze dem Ausdruck einer ängstlichen Besorgniß gewichen. Was ist euch? Was bringt ihr? frug sie, von der trüben Niedergeschlagenheit, die sie in den Mienen des Geliebten wahrnahm, erschreckt.

Albrecht sagte, stotterte, — jeder Laut schien sich mit Gewalt hervorzuringen, als er Lucrezien von der ihm angekündigten Trennung Nachricht gab; aus jedem Laute war die tiefste Bewegung des Gemüthes erkennbar, obwohl sich seine Worte, ihrer äußern Fassung nach, in der höflich förmlichen Weise hielten, die er, auch wenn er mit der Gräfin allein war, noch mehr aber vor Dritten, ihr gegenüber bewahrte.

Lucrezia erblaßte. Nur mit Mühe und durch die ihr eigne Herrschaft über sich selbst, nur durch ihre gesellige Weltübung wurde es ihr möglich, ein paar gleichgültige, freundliche Worte an Huckermann zu richten, welche dieser mit einer scharfwinkligen Verneigung und einer Art von hohlem, unarticulirtem Schnarchen erwiederte, die so seltsam die eine

und das andre sich ausnahmen, nicht die leiseste Spur eines Lächelns in das Antlitz der Gräfin zurückzurufen vermochten. Ein Bedauern über die Entfernung Albrechts auszusprechen, wie es schon die gewöhnliche Höflichkeit zu erfordern schien, fühlte sie sich außer Stande. Die Empfindung, die ihr das Herz zusammenzog, sagte ihr, daß sie bei dem geringsten Versuche dazu sich einem anstößigen Hervorbruche ihres Schmerzes bloßstellen werde. — Wenige Minuten darauf suchten sie die Augen Albrechts umsonst im Saale. Ein plötzliches Unwohlsein, das sie überfallen habe, wurde von einem Diener als Entschuldigung ihres Ausbleibens bei der Tafel gemeldet.

Man kann denken, daß auch Albrecht heute von den aufgetragenen Speisen nichts oder doch — denn die Wahrheit fordert, ihn uns nicht geistiger und empfindsamer vorzustellen, als er sich wirklich verhielt — nur wenige Bissen genoß. Vor dem Aufstehn flüsterte ihm die Kammerfrau, die hinter seinen Stuhl geschlichen war, zu, daß ihn die Gräfin auf ihrem Zimmer erwarte.

Lucrezia war in der Zwischenzeit zu einem großen entscheidenden Entschlusse gediehen. Sie trat dem Geliebten in Thränen und tiefer Aufregung entgegen, die sich eben so in ihren schmerzlich ge-

spannten Zügen als dem Beben ihrer Stimme erkennen ließ. Ihre Erscheinung war im Uebrigen auch jetzt noch voll Hoheit und in sich gefaßter Würde. — Man will uns trennen, sprach sie.

Wenn Albrecht an einem mehr als freundschaftlichen Wohlwollen Lucreziens für ihn noch hätte zweifeln können, der erstickte Ton und schmerzbewölkte Blick, womit sie diese Worte sprach, hätten ihn eines Bessern belehren müssen. In der That hatte ihn schon seit längerer Zeit, aus bis dahin bloß dämmernder Ahnung hervor, die Erkenntniß, daß seine Liebe nicht unerwiedert sei, als gehe in seiner Seele ein Lichtschein des Paradieses auf, durchdrungen; so sehr es ihn verwunderte und ihm noch immer unglaublich, ja fast mit jedem Tage unglaublicher vorkam, daß die Neigung einer so hoch stehenden, hoch gebildeten Frau auf ein so einfaches Menschenkind gefallen sein sollte. Und dennoch war ihm, den wir bei Agnes mit der raschesten Keckheit vorangehen sahen, der Muth nicht geworden, eine deutlichere Erklärung zu wagen, als er in dem Schreiben, womit er das Gedenkbuch zurücksandte, gewagt hatte. Die bei aller Huld höchst abgewogene Aufnahme dieses Schreibens, die vollendete geistige und gesellige Bildung, die fürstliche Vornehmheit Lucreziens, das Gefühl, im Verhältnisse zu ihr durch das Ueberge-

wicht ihres Geistes gewissermaßen die weibliche Stellung einzunehmen, hielten seine Liebe in einer fast mädchenhaften Schüchternheit. Er sah ein, daß jetzt der Augenblick zu offnem unumwundenem Bekenntnisse gekommen sei oder niemals kommen werde. Doch auch jetzt vermochte er die Scheu nicht zu bezwingen, die seine Lippen band.

Ich scheide zum mindsten, stammelte er, wobei auch ihm die Thränen in die Augen traten, mit einem stolzen Bewußtsein, wenn auch nur eure Huld, nicht mein Werth mich dazu berechtigt. Ich weiß, daß ihr mir die Bitte, den rohen, unwissenden Fremdling nicht ganz zu vergessen, als keine Vermessenheit anrechnen werdet.

O ihr Einzige, brach er aus, von seiner überströmenden Empfindung übermannt und ermuthigt, indem er vor ihr niedersank, ihr Meisterwerk der Schöpfung — — Mehr zu sprechen, versagte ihm die Stimme.

Ich euch vergessen! sagte Lucrezia. Möchtet ihr in der Buntheit eines reichen kriegerischen Lebens die Erinnerung an die Einsame so bewahren, wie diese, wenn es eine ewige Trennung gelten sollte, ihren Trost wie ihren größten Schmerz nur in eurem Andenken finden wird. Doch ich bin nicht Willens,

mich der Befürchtung hinzugeben, daß uns eine solche Trennung bevorsteht.

Bei Gott, rief Albrecht, das wird, das kann mein Vater nicht wehren, daß ich, ehe ich Italien verlasse, noch einmal hierher eile, noch einmal zu euren Füßen —

Das wäre doch nur ein armes, kurzes Wiedersehen, unterbrach ihn Lucrezia. Ich habe eine kühnere Hoffnung gefaßt.

Die froheste Ueberraschung malte sich in Albrechts Blicken, — doch auch die Ungewißheit, wie er diese kühnere Hoffnung verstehen solle.

Die ernste Stunde ist gekommen, die über unser Leben entscheiden wird, fuhr Lucrezia fort. Steht auf, sammelt euch! Ich habe euch eine Frage vorzulegen; eure Antwort kann ein Licht für unsre Zukunft werden — oder eine Nacht — jedenfalls für die meine.

Sie hatte ihn mit sanftem Arme vom Boden aufgehoben. Ein halbes Geständniß ihrer Liebe war aus ihrem Munde gegangen, aber so in die zarteste, anmuthvollste Würde getaucht, daß dadurch dem muthigern Andrängen des Geliebten zugleich eine Gränze gezogen, eine Schranke gestellt wurde. Die Feierlichkeit in ihren letzten Worten und der Weise, womit sie dieselben betonte, hatte den jungen

Kriegsmann vollends in seine bescheidne Haltung zurückgewiesen. Mit erwartungsklopfendem Herzen stand er, der von ihr angekündigten Frage gewärtig.

Sagt mir, sprach sie, als ob ihr euch vor Gott erklärtet, inwieweit es mir in unsern Gesprächen gelungen ist, eine Veränderung in eurer religiösen Ueberzeugung zu bewirken! Gebt jetzt nicht der Lust am Widerspruche, an theologischen Disputationen Raum, sondern legt ein Zeugniß ab, wie vor Gott!

Albrecht war auf eine so ernste, gewichtige, sein Gewissen so schwer betheiligende Aufforderung nicht gefaßt. Verwirrt, mit verlegnem Stocken erwiederte er, daß er sich nicht genug vorbereitet fühle, ihr auf der Stelle zu antworten.

Doch Lucrezia erklärte, daß er dazu nach so langen Verhandlungen hinreichend vorbereitet sein müsse. Ich will die Antwort von der Ehrlichkeit, der Ungeschminktheit eures Gefühles, nicht von einer künstelnden Ueberlegung; ich hoffe mehr von jenem als von dieser; ich kann euch nicht entbinden, mir Rede zu stehen; ohne Aufschub, jetzt, augenblicklich. Wir sind auf einen Punkt gelangt, wo wir uns kennen müssen, wo die Ungewißheit, in der ich mich befinde, zur marternden Folter wird. Zwar habe ich Grund zu glauben, daß ihr der schroffe Gegner der Kirche nicht mehr seid, der ihr wart, als ihr

nach Montefelice kamt. Doch wäre es mir nur so wenig gelungen, eure Vorurtheile zu besiegen, wie es nach einzelnen Einwürfen und Gegenreden noch in letzter Zeit zuweilen den Anschein hatte, muß ich euch von hier mit der Voraussicht entlassen, daß die flüchtige Schrift, die ich mit ohnmächtigem Griffel in eure Seele gedrückt habe, bald von Wind und Wetter und feindlichen Einflüssen ausgelöscht sein werde, — dann — weiß ich nicht wie ich von dieser Stunde ab das Leben ertragen soll. Aber nein, ich darf nach andern Aeußerungen, nach dem scharfen Ernste, womit ihr noch vor einigen Tagen den plumpen Lästerer aus Gaeta bekämpftet, ich darf hoffen, daß die göttliche Gnade durch den Mund eines schwachen Weibes eine tiefer greifende Wandlung in euch erzeugt oder doch angebahnt hat, daß es nur noch des letzten Anstoßes eures Willens, des letzten Risses und Ruckes eurer sich vom Irrthum loswindenden Seele, nur der letzten Einstimmung zu eurer Bekehrung bedarf. O haltet mit eurem Zugeständnisse nicht zurück, wenn sich euer Innres dazu gedrungen fühlt! Eure Antwort entscheidet über das Glück meiner Zukunft, deren Freuden und Leiden ich für Eins mit denen, die eurer eignen Zukunft warten, ansehen muß, wenn mich mein Blick in euer Herz nicht grausam getäuscht hat! Ich bin die

eure, — sobald euch Gott in den Schooß der Kirche heimführt!

Wie schwer ist es, die Wirkung dieser Worte auf Albrecht zu schildern! Er sah sich plötzlich und unerwartet eine Gabe entgegengetragen, die er selbst in seinen kühnsten Stunden als ein unerreichbares Sternbild über sich gesehen hatte; die zu erlangen ihm selbst dann nur als ein entzückender Wahn, den er in absichtlicher Täuschung hege, erschienen war. Nie hatte er sich mehr als eines Wohlwollens, das sich an Wärme der Liebe annähere, versichert gehalten und jetzt —! Die Worte: Dann weiß ich nicht, wie ich von dieser Stunde ab das Leben ertragen soll, schlossen eine Tiefe der Neigung vor ihm auf, deren leidenschaftliche Gluth ihn fast bis zur Befremdung überraschte, ihn eben so sehr mit schwindelndem Staunen als mit Wonne erfüllte. Die Leidenschaft der Italienerin, die sich bei Lucrezien hinter der Ruhe einer sanftgenießenden Betrachtung, hinter einer fürstlichen Würde der Weiblichkeit verbarg und nicht bloß verbarg, sondern auch von dieser Würde nach außen und innen beherrscht wurde, hatte mit der Kraft des Blitzes hervorgeleuchtet. Dieses Weib, so hochgestellt, von so erhabnem, weltumfassendem Geiste und dabei solchen lebenerschütternden Affectes fähig, sich zu solcher Gewalt des Gefühles für ihn

bekennend, sollte die Seine werden; es hing nur von ihm ab, sie sich auf ewig zu verbinden.

Doch dieses Glück wurde zugleich zur abschrecken=den Scheuche. Er hatte sich in Vielem den kirch=lichen Ansichten Lucreziens befreundet, doch nirgend mit so voller Seele zugewendet, um sich aus rein religiösem Antriebe zu einem entschiednen Ueber=gange bewogen zu fühlen. Und um irdisches Glück seine Seele zu verkaufen; der Gedanke durchfuhr ihn wie eine Vorempfindung der Hölle. Wäre er schon dreimal geneigter, als er war, gewesen, an Meßopfer und Fegefeuer zu glauben, er hätte jetzt nur die Kluft, die ihn noch von diesem Glauben schied, empfunden. Er fühlte, daß ihm der Versu=cher, wie einst dem Heiland, nahe trete. Die Stelle der Schrift: das alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest, klang in seinem Ohre. Ein Gemälde, das in der Gallerie des Schlosses hing, wo dem heiligen Antonius unter allerhand Teufelsfratzen ein schönes üppiges Weib einen Becher an die Lippen hielt, schob sich vor sein inneres Auge. Wenn der fatale Haßhitz doch Recht hätte, flüsterte eine Stimme, die sich in seinem Innern emporaufdrängte.

Der Drang und Gegeneinanderschlag dieser Vor=stellungen verwirrte ihn so —; er stand keines Wor=tes mächtig in stummer Erstarrung.

Lucrezia schien ihm Zeit lassen zu wollen, wieder zu sich zu kommen; ihr Blick hing gespannt an seinen Augen, an seinem Munde; sie verfolgte den Seelenkampf, worin sie ihn befangen sah, mit steigender Angst. Bin ich verworfen, lispelte sie endlich.

Nein, nein, sprach Albrecht gepreßt: — o deutet es nicht falsch, wenn ich statt Jubels über das unermeßliche, unverdiente Glück, das ihr mir bietet, bloß Beklemmung zeige; — ich möchte nur nicht selber von Gott verworfen werden.

Steht es noch so, seufzte Lucrezia. Ist euch die Lehre der Kirche, wie ihr sie aus meinem Munde vernommen habt, noch so feindlich, daß ihr ewige Verdammniß fürchtet, wenn ihr euch dazu bekennt?

Ich zweifle nicht, daß man auch dabei selig werden kann, wenn man sich ihr mit überzeugtem Herzen ergiebt, entgegnete Albrecht. Aber wenn auch nur der Gran eines Bedenkens in mir bliebe und meine Lippen bekennten sie doch, ich wäre nicht bloß von Gott verworfen, auch ihr müßtet mich verachten, ich selber müßte mich verachten.

In dem Ringen seines Gemüthes und Geistes war das Bewußtsein seiner Männlichkeit lebendig geworden. Er fühlte sich, trotz aller Bewunderung für Lucrezien, in diesem Augenblicke berufen, die Zügel des Verhältnisses zu fassen; er fühlte, trotz aller

Liebe, daß es ihm zukomme, ein ungerechtes Ansinnen abzuweisen.

Seid nicht grausam, sprach er, vermischt nicht zwei Dinge, die nicht zusammen gehören, das Bekenntniß meines Glaubens und unser Liebesglück. Meine Seele wird sich euch nicht verschließen, wenn ich die Wahrheit Gottes in eurem Munde erkenne. Im engen Bunde wird sich die Zeit finden, die großen Fragen weiter zu erörtern und uns einer den andern zu bessrer Einsicht zu bringen, insoweit wir eine bessre Einsicht haben. Aber verlangt nicht, daß ich zum Heuchler werden soll, um mich eurer würdig zu erweisen. Setzt mich nicht der Gefahr aus, in einer Stimmung des Herzensrausches einen übereilten Schritt zu thun, den ich nachher mit Jahren der Reue entgelten müßte.

Es klang ein scharfer Vorwurf in seinen Worten und dem Tone, womit er sie sagte. Auch er empfand das, empfand es wie ein Unrecht, wie einen Undank. Lucrezia saß in einem Strome von Thränen; er knieete vor ihr, suchte sie zu beruhigen, zu trösten. Ich schwöre dir, mich nicht zu verstocken, Geliebte; es ist Vieles schon anders in mir als es war. Aber laß der Zeit ihr Recht. Vielleicht führt sie unsre Seelen auch da, wo sie noch im Glauben auseinandergehn, immer enger zusammen.

Wenn ich das hoffen könnte, hauchte die Gräfin. Sie bog sich über ihn; ihre Arme schlugen sich sanft, aber fest und fester um ihn; ihr schönes Haupt sank auf seine Schulter nieder. Ein schwaches, der Stütze bedürftiges, hingegebnes Weib hielt er sie, die Stolze, Fürstliche, in seinen männlichen Armen.

Achtes Kapitel.

Ein lauter Wortwechsel im Vorzimmer zog die Liebenden auseinander.

Lucrezia stand auf, schnell gefaßt, wenigstens in äußrer Haltung; sie ging und öffnete die Thüre. Der alte Schloßkaplan trat mit der Kammerfrau herein, der er vorwarf, daß er sie am Schlüsselloche lugend und lauschend betroffen habe, und die sich hoch und theuer verschwor, daß er sich durch das Licht seiner Kerze oder seine schon vor Alter unsichern Augen habe täuschen lassen, wogegen sie der greise Priester ermahnte, nicht Sünde auf Sünde zu häufen.

Ich hätte mich solcher Unziemlichkeit von Susanna nicht versehen, sagte Lucrezia: wenn auch kein

Geheimniß hier verhandelt wurde. — Es gelang ihr, so groß ihre Selbstbeherrschung war, nicht, diese Worte mit der Unbefangenheit, wie sie gewünscht hätte, zu sprechen. Eine tiefe Röthe der Beschämung stieg auf ihren bleichen Wangen auf. Ihr von Thränen geröthetes Auge, das Wallen ihres Blutes, das sich in ihrer Stimme verrieth, strafte ihre Versicherung und den Schein von Gleichgültigkeit Lüge, den sie zu erkünsteln suchte.

Da hört ihr's, kein Geheimniß, nichts was für einen ehrlichen Menschen des Lauschens hätte verlohnen können, rief die Kammerfrau, die sich so nicht bloß gegen die Beschuldigung des Priesters zu wehren, sondern auch durch ihre einstimmende Bekräftigung die Gunst ihrer Herrin wieder zu gewinnen hoffte. Was sollte hier auch Geheimniß getrieben werden!

Doch was führt euch noch in so später Stunde hierher? Mit diesen Worten kehrte sich die Gräfin, im Wunsche, einer ihr peinlichen Untersuchung ein Ziel zu setzen, zu dem alten Priester.

Dieser erzählte, wie ihm der Kastellan bald nach Aufhebung der Abendtafel von einem unheimlichen Geräusche berichtet habe, das sich in der Schloßkapelle vernehmen lasse; wie er darauf, mit

Weihwasser ausgerüstet, nach der Kapelle gegangen sei, vor welcher angelangt auch er von Innen her ein wüstes Geräusch, das einem wilden Hin- und Herspringen geglichen, und darauf einen schweren Fall, ein Krachen gehört habe. Er gestand, daß er seinen Muth und sein Vertrauen auf Gott und die Heiligen habe zusammen nehmen müssen, um die nöthige Kraft zum Eintritte zu sammeln. Ich begab mich, fuhr der Alte fort, da der Castellan und die Diener mir zu folgen verweigerten, allein in die Kapelle; es fiel mir sogleich auf, daß das Bild der heiligen Jungfrau, das ihr, Frau Gräfin, in die Kapelle geweiht habt, von seiner Stelle über dem Altar verschwunden war und die kahle Wand mir entgegenblickte. Als ich, darüber erschrocken, auf den Altar zuging, stieß mein Fuß an einen Gegenstand; es war das Bild, das heruntergestürzt und arg beschädigt, der Rahmen in Stücke gebrochen, dort an den Stufen lag.

Lucrezia zuckte zusammen. Sie zürnt mir, — warnt mich, sagte sie leise, dumpf in sich hinein.

Der Urheber des Unheils, erzählte der Kaplan weiter, sei bereits entdeckt und scheine sich Alles natürlich zugetragen zu haben. Als er die Kapelle, um hineinzugehen, aufgethan habe, da sei (er selber

habe es nicht gesehen, sondern nur nachher von den Dienern gehört) ein großer schwarzer Kater heraus und an ihm vorbeigefahren. Wahrscheinlich sei die Bestie beim Abschlusse der Kapelle darin eingesperrt worden und habe, über das steinerne Schnitzwerk zu Häupten des Altars kletternd, einen Ausweg durch die monderhellten Fenster links und rechts vom Altare gesucht, hierbei aber das Gleichgewicht verloren und das Bild im Vorbeigleiten und im Griffe nach einem Halte herabgerissen. Dafür zeugten die Risse wie von Krallen, die sich auf dem Bilde, leider selbst im Angesichte der Muttergottes und des heiligen Kindes, fänden. Zum mindesten, schloß der Alte, lasse sich so das Unheil natürlich erklären, wenn auch manches dafür spreche, hier einen Höllenspuk anzunehmen, indem die Diener das Thier als ein wahres Ungethüm an Größe mit feuersprühenden Augen schilderten.

Ja, die Hölle ist thätig in diesen Mauern, murmelte die Gräfin, die sonst nach südlicher Weise einem gespenstischen Aberglauben nicht eben offen war, doch in ihrer heutigen Stimmung das Wirken dämonischer Mächte um sich her, wie in ihrer eignen Brust, zu empfinden meinte.

Er wisse, bemerkte der Kaplan, wie viel der Frau Gräfin an dem Bilde gelegen sei und habe

daher die unerfreuliche Nachricht nicht durch einen Andern übersenden wollen.

Es ist ein Erbstück meiner Mutter, deren Hauskapelle es zierte und die, davor betend, zu Gott gerufen wurde, sprach Lucrezia mit tiefer Bewegung.

Der alte Priester gab sich daran, einige Worte zu geistlicher und gemüthlicher Beruhigung seiner Herrin zu sprechen; er machte darauf aufmerksam, daß ein solches Bild doch immer nur ein Sinnbild der heiligen und göttlichen Personen, die es vorstelle, bleibe, erinnerte sie, daß sie von ihrer Mutter ja noch viele theure Angedenken bewahre. Doch konnte er wahrnehmen, daß die Gräfin nur wenig auf seine Trostgründe Acht gebe.

Sie hatte sich, wie erschöpft, niedergesetzt und blickte schweigend vor sich hin. Auch der Kaplan war verstummt. Alle standen schweigend und verlegen um sie her.

Es mag unrecht sein, ein solches Ereigniß so schwer zu nehmen, sagte sie: doch ich fühle, daß ich mich darüber mit mir selber berathen muß. Laßt den Schlüssel der Kapelle hier, ehrwürdiger Herr! — Euch, Herr Hauptmann, so wandte sie sich mit kaum hörbarer Stimme, ohne zu ihm aufzublicken, zu Albrecht, sehe ich noch vor eurer Abreise.

Nachdem sie allein war, saß sie noch eine Weile; dann ergriff sie eine Kerze und ging durch das Vorgemach die offne Gallerie entlang der Kapelle zu.

Es war, als ob die Ahnenbilder des Hauses Belcasto, die auf der Gallerie den breiten Bogenöffnungen gegenüber hingen, sich wie lebendig in ihren Rahmen bewegten, als sie mit immer hastiger beschleunigtem Schritte, wobei das Licht der Kerze ein paarmal zu verlöschen drohte, an ihnen vorübereilte. Ein Rascheln und Knistern lief an der Wand hin; der hingerichtete Gatte Lucreziens, der am Ende der Gallerie die Reihe beschloß, hob sich so lang und drohend zwischen den schwerverzierten Goldleisten empor, daß die Gräfin zurückfuhr und erschrocken schon einen Umweg machen wollte, um nicht daran vorbeigehen zu müssen. Doch ihre muthige Seele schwankte nur einen Augenblick. Statt zu fliehen, trat sie entschlossen vor die finstre Gestalt und heftete, die Kerze in die Höhe hebend, ihren Blick auf das wilde, drohende Antlitz. Beruhige dich, sprach sie: ich werde nicht vergessen, daß ich die Wittwe eines Belcasto von Montefelice und eine Tochter des Hauses Savelli bin. Dein Lorenzo soll sich seiner Mutter nicht zu schämen haben; ich werde ihm eine treue Mutter bleiben. Im Uebrigen hast du kein Recht an mich.

Ihr eignes kirchliches und adliges Vorurtheil empörte ihren Stolz, wie ihre mütterliche Zärtlichkeit gegen den Gedanken, die Ehre des Hauses, von dem sie stammte, und des nicht minder edlen Geschlechtes, dem sie als die Mutter Lorenzos angehörte, durch ihre Vermählung mit einem Ketzer zu schänden. Die Mahnungen Beatens, daß der Vizekönig und die Verwandten ihres ersten Gemahles ihr die Erziehung ihres Sohnes entreißen würden, wenn sie einen Lutheraner heirathe, waren ihr vor die Seele getreten. Die höchst ungünstige Meinung, die sie mit Recht von dem Grafen Alessandro hegte, dem dann die Obhut Lorenzos anheimfiel, ihre Kenntniß mancher schlimmen Anlagen des Knaben, die ihn nur zu willig machen würden, dem verderblichen Beispiele zu folgen, alles dies häufte sich zu Einem schmerzlichen Eindrucke auf ihr Herz. Sie gedachte jener Wittwe Lombardi, von der ihr Beata erzählt hatte, und wie man deren Kinder sogar an ihr Sterbelager nicht mehr gelassen habe. Ja, ich müßte vor Gram sterben, wie diese Unglückliche, sprach sie, als sie die Stufen zur Kapelle hinaufstieg.

Es war Mitternacht geworden, als sie in die Kapelle eintrat. Eine tiefe Todtenstille herrschte in dem kleinen gewölbten Raume, der eine dumpfe, aus Mauerndunst und verwehtem Weihrauche gemischte

Luft ihr entgegenhauchte. Sie knieete vor dem zerfetzten Bilde der Muttergottes. Was sie nur jemals an Andacht vor diesen heiligen Zügen, die sie jetzt so gräulich verstümmelt vor sich sah, empfunden hatte, ward in ihr wach. Der Schmerz über die verübte Schändung, die Reue über die Mitschuld, deren sie sich in der Verwirrung ihres Geistes anklagte, brach in heißen Zähren aus ihren Augen. Die Erinnerung an ihre Mutter, an die strenge Frömmigkeit, worin die Verklärte bis zu ihrem vor diesem Bilde sie überraschenden Tode gewandelt hatte, an den Tag dieses Todes, an die unendliche Liebe der Mutter zu ihr, überkam sie als herber Vorwurf und auflösende Rührung. Wie ein schwerer Nebel drückte auf ihren durch die Erlebnisse der heutigen Nacht zugleich betäubten und aufgeregten Sinnen. Das Gelübde, keinem, der die Himmelswürde der heiligsten Jungfrau nicht achte, keinem Ketzer und Feinde der Kirche, keinem, auf dessen Bund mit ihr die fromme Seele ihrer Mutter nicht segnend niederschauen könne, ihre Hand zu reichen, preßte sich, halb unbewußt, von ihren bebenden Lippen.

Das Erwachen zur Besinnung über das, was sie gelobt hatte, war grausam. An Bett und Schlaf war in dieser Nacht nicht zu denken. Die Vorstellung, daß es ihr vielleicht gelungen sein würde, das

ewige Heil des Geliebten zu retten, wenn sie ihm ihre Hand ohne die gestellte Bedingung gereicht und sich dadurch die Möglichkeit einer längern stillen Einwirkung auf ihn verschafft hätte, daß sich dann vielleicht alles schön und versöhnend gelöst hätte, daß Albrecht durch ihre Schuld verloren gehe, ergriff sie beängstigend.

Aber das Gelübde war einmal gesprochen und zu sehr im Sinne der Kirche, als daß sie sich mit der Hoffnung, sich durch den Binde- und Löseschlüssel derselben davon frei zu machen, hätte trösten sollen. Sie selber war zu sehr in diesen Sinn eingegangen, um an eine solche Lösung nur ernstlich denken zu können. Ein unreines verwerfliches Mittel, wie die Entweihung des Sacramentes im Ehebunde mit einem Irrgläubigen (so hielt sie sich zur Stillung ihrer Beängstigung vor) wäre ja auch zu den löblichsten Zwecken nicht zulässig.

Am nächsten Morgen empfing sie den scheidenden Holm in dem Lehnstuhle sitzend, in dem Beata, wenn sie sich bei der Freundin aufhielt, zu ruhen pflegte. Ihre Stirn, ihre Wangen waren bleich, ihr Blick erloschen, ihr ganzes Wesen von der schrecklichen Nacht matt und gebrochen.

Setze dich zu mir, Geliebter, sagte sie, auf einen Sessel in ihrer Nähe deutend. Ich erkenne, daß ich

unrecht gethan habe, dir einen irdischen Preis für deine Bekehrung zu bieten, zugleich mein eignes Glück mit der Sache Gottes fördern zu wollen. Ich erkenne, daß ich dadurch dieser Sache mehr geschadet als genützt habe. Gerade das Beste, Reinste, Strengste in dir wird sich jetzt sträuben, einem Rufe zu folgen, der dir durch die gebrauchte Lockung nur verdächtigt werden konnte. Vergiß darum, was ich gesprochen habe! Das Schwert eines herben Verhängnisses liegt zwischen uns; nur von einem Bunde der Seelen darf zwischen uns die Rede sein. Auch einen Verirrten zu lieben, für ihn zu beten, verbietet die Kirche nicht. Mit diesem Rechte werde ich mich begnügen müssen.

Ja vergiß, was ich gesprochen habe; versprich mir, es zu vergessen, fuhr sie fort, seine Hand ergreifend und mit den zarten bleichen Fingern in festem innigem Drucke umschließend. Verhärte dich darum nicht! — Sie beschwor ihn, der göttlichen Wahrheit sein Ohr nicht abzuwenden, weil eine weltliche Syrenenstimme ihren Laut mit den heiligen Klängen derselben zu mischen gewagt habe.

Albrecht hatte die Hand der Geliebten leise zu seinen Lippen erhoben, die er in schweigendem Schmerze darauf gedrückt hielt. So saßen die Scheidenden lange,

lange nebeneinander, wie von der Empfindung gefesselt, daß etwas Höheres, Süßeres, als dieser verstummte Schmerz, diese sanfte, dauernde Berührung für sie auf Erden nicht zu finden sei. — Und ist keine Hoffnung, frug Albrecht, daß du die Bedingung unsres Bundes, die du selber für ein Unrecht erklärst, zurücknimmst?

Frage nicht, fordre nichts, — laß den Schleier darüber, entgegnete Lucrezia dumpf. Ein neues Schweigen, aber ein peinliches, beklemmendes folgte.

Ich habe nichts zu fordern, sagte Holm, darf nicht murren; mir ziemt nur zu danken, daß du mir soviel gewährt hast, mehr als ich je nach Verdienst habe hoffen dürfen.

Die Augen der Gräfin, die düster vor sich hin gesonnen hatten, wandten sich nach denen des Geliebten. Ein Blick der seelenvollsten Liebe leuchtete aus der Trübe des Grames auf. Bleibt nicht bei allem Schmerze eine große Gewißheit, sprach sie. Ist es nicht entschieden, qualbekräftigt, besiegelt, daß unsre Herzen für jetzt und Ewigkeit ineinander verwachsen sind; so fest, unauflöslich, — — daß ich selbst die Seligkeit jenseits ohne dich nicht mehr denken kann.

Und doch zögerst du?

Zu verzweifeln; — das ist die einzige Zögerung, deren ich schuldig bin.

Lebewohl, rief sie, indem sie sich erhob und den Geliebten mit ausgebreiteten Armen umschloß. Ihr erster Kuß ruhte auf seinem Munde. Dann drängte sie ihn mit sanfter Gewalt von sich. Lebewohl, rief sie noch einmal — und verschwand durch die Seitenthüre.

Druck der Hofbuchdruckerei zu Altenburg.